

## Sommaire

<b>Préface et remerciements</b>	3
<b>Allemand</b>	
Composition du jury	5
Premier prix : <i>Stefan</i> , Camille Grangier	7
Deuxième prix : <i>Der Hase</i> , Noémie Larzul	11
Troisième prix : <i>Ich liebe dich</i> , Enguerrand Crepiat	15
<b>Anglais</b>	
Composition du jury	19
Premier prix : <i>Because Geoffrey Decided To</i> , Océane Jallifier	21
Deuxième prix : <i>Saturn</i> , Julie Belli-Riz	25
Troisième prix : <i>A Day in February</i> , Maxime Benoit-Guyod	29
<b>Espagnol</b>	
Composition du jury	33
Premier prix : <i>Últimos momentos</i> , Flavie Thibaud	35
Deuxième prix : <i>La vendedora de aguacates</i> , Aurélie Wackermann	38
Troisième prix : <i>Una etapa</i> , Chloë Morata	42
<b>Italien</b>	
Composition du jury	45
Premier prix : <i>Parti-re unite</i> , Sara Frassine	47
Deuxième prix : <i>La missione dell'eroe</i> , Emily Cartet	51
Troisième prix : <i>Fragile come la roccia</i> , Iman Houar	54
<b>Prix de la Mission Égalité Femmes/Hommes</b>	
Composition du jury	59
<i>Farewell</i> , Alexia Dufaure	61



## Préface

Ce recueil est le fruit d'un concours de nouvelles organisé au sein de l'UFR de Langues Étrangères de l'Université Grenoble Alpes pour la deuxième année consécutive et qui s'est adressé aux étudiants des Licences LLCER et LEA du site grenoblois. Alors que l'édition 2018 était réservée aux anglicistes, celle de 2019 a permis une extension du concours à quatre nouvelles langues : l'allemand, l'espagnol, l'italien et le russe. Les étudiants devaient composer des récits courts, d'environ 1 500 mots, sur le thème *Partir* : des consignes qui permettaient d'explorer de nombreuses facettes culturelles, linguistiques et littéraires propres à chaque langue.

Cette aventure artistique a été suivie par près de soixante-dix étudiants, qui ont manifesté leur intérêt pour la création littéraire en soumettant volontairement leurs nouvelles aux différents jurys. Nous vous proposons dans ce recueil de découvrir les travaux qui ont été primés à l'issue du concours dans chacune des langues – allemand, anglais, espagnol et italien – ainsi que par la mission égalité femmes/hommes.

Ce projet n'aurait pu voir le jour sans l'engagement et l'investissement de nombreuses personnes. Nous souhaitons tout d'abord remercier tous les étudiants pour leur enthousiasme ainsi que pour l'énergie et la créativité qu'ils ont déployées afin de nous donner en lecture de très beaux travaux. Nous les en félicitons et espérons pouvoir continuer à les lire avec autant de plaisir au fil des années.

Nous remercions également Véronique Jude, la directrice de l'UFR de Langues Étrangères, de nous avoir encouragées et soutenues dans ce projet tout au long de sa mise en œuvre, ainsi qu'Adeline Leroux et Géraldine Grégoire, qui nous ont accompagnées dans les différentes étapes de sa réalisation.

Nous voulons enfin saluer le travail de tous les collègues qui se sont impliqués dans ce projet et sans l'investissement desquels il n'aurait pu être mené à bien. Nous pensons tout d'abord à Filippo Fonio, Natacha Rimasson-Fertin et Isabelle Després, qui ont coordonné la mise en place du concours dans leurs langues respectives, mais aussi aux très nombreux enseignants qui se sont impliqués pour accompagner les étudiants tout au long du semestre dans cet exercice d'écriture. Nous remercions enfin les personnes qui se sont portées volontaires pour participer aux jurys et décerner les prix, apportant ainsi leur expertise à ce travail de lecture et d'évaluation.

Nous vous souhaitons une très bonne lecture et vous donnons rendez-vous en 2020 pour la prochaine édition de ce concours !

Eva Cantat et Eléonore Cartellier



## **ALLEMAND**

### Composition du jury

Marc Beghin, MCF en études germaniques (histoire des idées)

Dominique Dias, MCF en linguistique allemande

Myriam Geiser, MCF en littérature allemande

Sophie Lorrain, MCF en civilisation germanique

Natacha Rimasson-Fertin, MCF en littérature allemande

Ferdinand Schlie, docteur en études germaniques



## Stefan

Camille Grangier

Ich bin noch in den ersten Jahren, ich bin etwa 30 Jahre alt. Die Neugierde, getrieben von der Dynamik der Jugend, treibt mich zum Reisen an. Ich lebe Jahre von Reisen und Entdeckungen. Ich reise durch das schöne Europa, ich verweile in den schönsten Städten des Kontinents. Paris, London, Berlin und Brüssel folgen einander. Ich bin nie zufrieden mit Erkundungen und Abenteuern. Aber ich vergesse Wien nicht, wo ich aufgewachsen bin. Später verlasse ich Europa noch für andere Landschaften. Ich breche auf zu einem Abenteuer mit dem Ziel, neue Regionen zu entdecken. Ich gehe nach Indien, in die Vereinigten Staaten, nach Kanada. Ich breche auf, zu neuen Horizonten.

Meine vielen Reisen hindern mich nicht daran, meine Aktivitäten als Schriftsteller fortzusetzen. Ich schreibe, unter anderem auch Gedichte, tausche mich aus und übersetze. Die Literatur bleibt bestehen. Sie bleibt im Mittelpunkt meiner Reisen. Sie hält ewig an. Ich habe die Gelegenheit, Romain Rolland zu treffen, einen französischen Schriftsteller, mit dem ich eine enge Freundschaft schließe. Wir teilen die gleiche Meinung über Europa, vertreten beide den Geist der Toleranz und wenden uns gegen enge und rachsüchtige nationalistische Visionen. Humanismus und Pazifismus sind unsere Schlagworte. Meine Übersetzungsarbeit beeinflusst mich. Die Gedichte von Paul Verlaine und Emil Verhaeren sind der Gegenstand meiner wichtigsten Übersetzungen Interpretationen. Die Vitalität von Verhaerens Werk steht im Kontrast zur verschlungenen Atmosphäre Wiens. Reden wir über Wien. Ich bin wieder auf Reisen, als die Ermordung von Franz-Ferdinand in Sarajevo am 28. Juni Europa in den Krieg stürzt. Ich breche auf, nach Wien.

Zurück in Wien werde ich an der Front für dienstunfähig befunden, aber trotzdem im Militärarchiv eingeschrieben. Ich erfahre von den Nachrichten an der Front, den tausenden Toten, den zerstörten Dörfern. Die Stimmen, die erhoben werden und die das Niederlegen der Waffen fordern, werden nicht gehört. Ich fühle mich verraten. Emil Verhaeren, den ich so sehr bewunderte, veröffentlicht Texte, die von Hass und Rache erfüllt sind und zum Krieg reizen. Dieser sogenannte Verrat überwältigt mich. Später gehe ich an die polnische Front, um Dokumente zu sammeln. Ich habe die Gelegenheit zu sehen, welches Leid und welche Zerstörung der Krieg bewirkt und verursacht. Die herzerreißenden Szenen, die ich miterlebe, bestärken mich in meiner Überzeugung, dass Niederlage und Frieden besser wären als die Fortsetzung dieses sinnlosen Konflikts. Die Kriegszeit hat Auswirkungen auf meinen Schreibstil. Meine Arbeit wird immer realistischer.

Endlich endet der Krieg. Der Waffenstillstand wird unterzeichnet. Ich breche auf, zurück nach Österreich.

Zurück in Österreich verlasse ich Wien für Salzburg, wo ich mich mit Friderike niederlasse, die ich einige Jahre zuvor getroffen habe. Auch meine Töchter leben bei uns. Weit entfernt von den Kriegsnachrichten fange ich an, mich besser zu fühlen und besser in der Lage zu sein, meine Projekte zu beenden, andere fortzusetzen, neue zu starten. Entschlossen, unnötiges Bedauern hinter mir zu lassen, arbeite ich viel mehr. Die Nachkriegsjahre waren für mich ein Synonym für reiche Produktion und Wiedergeburt. Ich reise wieder durch Europa, halte viele Vorträge, treffe Schriftsteller, Künstler und alle meine alten Freunde, von denen der Krieg mich getrennt hatte. Ich glaube immer noch an meine pazifistischen Ideale, ich fordere die Länder dazu auf, sich untereinander zu verbrüdern statt Konflikte zu schüren. Ich glaube an ein vereintes Europa. Diese Jahre, die ich meine Erfolgsjahre nenne, sind auch Jahre der Erschöpfung. Die Berühmtheit und die Bekanntheit schützten mich vor finanziellen Sorgen in den schwierigen Nachkriegsjahren, aber die endlosen Lesereisen ermüden mich. Meine Berühmtheit bringt zu viele Aufforderungen und Verpflichtungen mit sich. Ruhe finde ich nur in der Isolation meiner Villa in Salzburg mit Friderike. Neben meiner schriftstellerischen Laufbahn verwende ich einen Teil meiner Zeit und einen großen Teil meines Einkommens für meine Sammlung von Manuskripten, Partituren und Autogrammen. Ich lege sie wie ein echtes Kunstwerk an. Es ist ein echter Schatz. Mein Schatz. Diese Jahre des Erfolgs sind Jahre der Müdigkeit, aber auch des Rausches, der Begeisterung. Ein Aufbruch zur Euphorie.

Das Jahr 1933 markierte das Ende dieser Zeit des Wohlbefindens. In diesem Jahr kam Adolf Hitler an die Macht. Es ist unerwartet, es ist schwer zu glauben, weil der Aufstieg so unangemessen ist. Ich habe ein klares Bewusstsein für die schreckliche Gefahr, die der Diktator für die Juden, für Österreich, aber auch für ganz Europa darstellt. 1933 war ein entscheidendes Jahr. Ich sehe das erzwungene Exil vieler meiner deutschen Freunde. Machtlos beobachte ich. Als Jude bin ich entsetzt über die Unruhen im Nachbarland. Von Österreich aus zögere ich, eine Position einzunehmen, ich will mich aus den politischen Entscheidungen heraushalten, die allzu oft zu Konfrontationen führen. Doch mit meiner Neutralität ist es bald vorbei, als Österreich erneut einer politischen Repression erliegt. Als dann meine Wohnung durchsucht wird, zögere ich nicht mehr und packe meine Koffer, in der Überzeugung, dass die Situation sich nicht verbessern wird. Meine Leute denken anders. Sie hoffen immer noch auf eine Verbesserung der Situation, aber meine Träume vom Frieden verblassen. Ich verlasse Österreich mit wenig Hoffnung auf eine Rückkehr.



Ich breche auf, nach London.

Friderike weigert sich, mir nach London zu folgen. Sie hält meine Befürchtungen für unbegründet. Sie ist blind für die immer dunkler werdenden Wolken, die sich über Europa ansammeln, und wirft mir bald vor, als Prophet des Unglücks zu fungieren. Dieser neue Verrat treibt mich dazu, eine Affäre mit Lotte, meiner Sekretärin, einzugehen. Ich bleibe bei meinen Ängsten und Intuitionen. Ich weigere mich, eine Seite zu wählen und bevorzuge die Neutralität. Obwohl es viele langjährige Freunde von mir fernhält, darunter Romain Rolland, bleibe ich bei meiner vorsichtigen Haltung. Der Spanische Bürgerkrieg bricht bald aus. Dann nehme ich die Einladung an, nach Amerika zu gehen. Ich breche auf, nach Brasilien.

Ich lasse ein gespaltenes und unruhiges Europa hinter mir. Trotz meines Ruhmes bin ich überrascht, dass man mich mit allen Ehren begrüßt. Ich bin überwältigt von der Schönheit von Rio de Janeiro. Ich schreibe eine neue Biographie über den Entdecker Magellan. Ich betrachte ihn als einen obskuren Helden, den ich liebe, der sich trotz der Fallstricke treu bleibt. Irgendwie kann ich hoffen, so zu sein wie er. Von schlechter Laune und depressionsartigen Qualen geplagt, beende ich das Buch so gut ich kann. Mein Aufenthalt in Brasilien neigt sich dem Ende zu. Ich breche auf, zurück nach London.

Zurück in London verfolge ich aufmerksam die österreichischen Nachrichten. Was ich seit Jahren befürchte, wird schließlich wahr. Hitler überquert die Grenze und ruft den Anschluss Österreichs aus. Ich sehe mich meiner österreichischen Nationalität beraubt, ich werde ein politischer Flüchtling wie jeder andere. Deshalb beantrage und erhalte ich meine britische Einbürgerungsurkunde. In der Zwischenzeit habe ich mich von Friderike getrennt und Lotte geheiratet. Ich gebe mehr und mehr der Verzweiflung nach. Ich verlasse England mit Lotte, deren Gesundheitszustand sich verschlechtert. Ich breche auf, zurück nach Brasilien.

Ich lebe in Rio de Janeiro und reise durch das Land. Ich gehe auch nach Argentinien und Uruguay. Ich bin verzweifelt und schäme mich für den Schaden, den Deutschland verursacht. Es fällt mir schwer, nicht jedes Vertrauen in den Menschen aufzugeben. Ich habe immer noch vor, meine Memoiren zu schreiben. Aber der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg nimmt mir alle Hoffnung. Die Situation inspiriert mich und ich schreibe einen kurzen Roman über einen österreichischen Flüchtling, der durch die Methoden der Einsperrung und Befragung der Nazis verrückt gemacht wird. Ich beende die *Schachnovelle* so gut ich kann. Ich bin von der

Unvermeidlichkeit des Alters geplagt. Ich kann Lottes schweres Asthma nicht mehr ertragen. Ich bin moralisch zerstört durch den andauernden Weltkrieg. Ich kann die Qualen der Welt nicht mehr miterleben. Ich habe kein Vertrauen mehr in den Menschen. Der Mensch. Was ist davon übrig? Ich beschließe, nicht mehr Zuschauer dieser Katastrophe zu sein. Also breche ich auf, von Lotte begleitet. Ich werde nicht sterben. Ich breche auf, ins Leere, weil es besser ist als Enttäuschung und Verzweiflung. Ich breche auf, für immer.

## Der Hase

Noémie Larzul

Das unaufhörliche Geräusch des Zuges, der über die Schienen ratterte, weckte Paul auf, er spürte die Wärme seiner Katze auf der Bettdecke. Paul stand langsam auf und seine Gedanken kehrten allmählich zu ihm zurück. Er erinnerte sich, dass es der Tag war, auf den sie gewartet hatten. Sein Wecker klingelte und das Läuten vermischte sich mit dem Schnurren der Katze im Halbschlaf. Paul saß eine Weile da und beobachtete, wie die Katze ihre Glieder dehnte. Das seltsame Erstaunen, das er für alltägliche Dinge empfand, ließ ihn wie ein träges Kind aussehen, das nie erwachsen geworden war. Paul war die Art von Mensch, die immer verwirrt aussah. Seine Geistesschärfe konnte man vor allem durch die Bewusstheit wahrnehmen, die er auf seinem Gesicht trug. Er beobachtete ruhig eine Szene, nahm einen Schritt Abstand und untersuchte jedes Zucken, jedes Scharren und jedes Summen der ihn umgebenden Menschen. Jeder Klang fühlte sich in seinen Ohren überwältigend an, als ob eine Welle im Begriff wäre, den ganzen Raum zu überschwemmen, ohne Vorhersagen darüber zu machen, wen sie mitnehmen würde. Er sprach selten, da es nur zusätzliche Geräusche in dem ganzen Tumult verursachen würde. Er sagte immer: „Warum sollte ich mich bemühen, mit Menschen zu sprechen, die ein Eichhörnchen nicht von einem Streifenhörnchen unterscheiden können?“. Obwohl er auf alle seltsam wirkte, war er kein einsamer Mensch, und Silas war der Einzige, der ihn verstehen konnte. Beide waren in Montana von ihrem Großvater, einem alten Griesgram, großgezogen worden, der im Inneren wirklich ein sanfter und vernünftiger Mensch war. Ihr Großvater Harry hatte grobe Züge wie die von jemandem, der ein mühsames Leben geführt hatte. Paul und Silas wuchsen in einer kleinen Stadt namens Babb auf. Von seinem Schlafzimmerfenster aus konnte Paul den Glacier National Park sehen. Er hatte die Ruhe der Berge kennen gelernt; er konnte noch immer das Flüstern des Windes hören, der die Wasseroberfläche streifte. Seine Gedanken gingen dann zu seinem Bruder, den er sehr vermisste. Paul erinnerte sich, wie er und Silas eine Tagestour in den Bitterroot Bergen machten. Nach einer Wanderung von mehreren Stunden saßen sie auf einem Hügel, der eine felsige Prärie dominierte, und atmeten tief durch. Silas studierte die Landschaft und versuchte, die umliegenden Berge zu benennen. Paul rief: „Sieh mal! Da ist ein Hase, neben dem Busch. Er starrt uns an.“ Paul verstand nicht, warum das Tier so still blieb, es schien keine Angst vor ihnen zu haben. Ungewöhnlich stoisch, selbst für die Gewohnheiten im westlichen Montana, saß es für eine Ewigkeit da. Die drei sahen sich an, ohne zu zucken. Als die Sonne hinter die Berge glitt und ein orangefarbener Lichtschein über dem Tal lag, beschlossen Paul und Silas, nach Hause zu gehen. Nun wurde der Strom der Erinnerungen, der in Traurigkeit versunken war, durch die Unruhe der Stadt

unterbrochen. Der Wasserkocher pff um Hilfe. Paul trank seinen Kaffee und dachte an diese fernen Berge, putzte sich die Zähne, schloss die Tür und nahm seinen Zug.

Julia war normalerweise einer jener Menschen voller Geist, die Glück in den einfachen Dingen fanden. Sie war schon seit einer Stunde wach. Während sie ihr Haar vor dem Spiegel anordnete, erkannte sie, wie düster und leer ihr Gesicht war. Die Wohnung fühlte sich ohne ihren zweiten Bewohner leer an. Julia erinnerte sich, wie sie Silas jeden Morgen dreimal hintereinander aufwecken musste, nur damit er seine Augen öffnete. Sie bereitete das Frühstück zu und sprang dann zurück auf das Bett, um ihn zum Aufstehen zu bringen. Silas liebte diese Morgenroutine. Es war wie ein kleines Ritual für beide. Ihr Blick war verschwommen, sie wischte sich die Augen und erinnerte sich, dass sie fast zu spät war. Sie rutschte auf ihren roten Chucks bis zum Ausgang, schloss die Tür und flog die Treppe hinunter. Sie hatte Jack gesagt, dass sie ihn abholen würde, und so kam sie fünfzehn Minuten später in der Nähe seines Blocks an. Julia war gefahren, ohne zu merken, was sie tat, als ob Müdigkeit ihre Bewegungen kontrollierte und sie in einen passiven Zustand des Denkens geworfen hatte. Sie kam abrupt wieder zu sich, als sie einen Mann sah, der ihr vertraut erschien. Sie verlangsamte das Auto. Er konnte sie nicht sehen, da er auf der anderen Straßenseite lief. Der alte Mann humpelte, es schien, als würde er sein Gewicht hauptsächlich auf seine linke Seite legen, um seine Schmerzen zu lindern. Jack saß im Auto, ohne ein Wort zu sagen. Die Melancholie, die sie alle seit mehr als einer Woche gespürt hatten, tauchte wieder auf. Die Fahrt war noch nie so leise gewesen. Der Lärm des über die Brücke fahrenden Zuges erweckte den Eindruck, dass die Struktur über ihnen nachgeben würde.

Jack fragte Julia unvermittelt, wie sie sich fühlte. Es war eine simple, aber nette Frage, besonders in einer solchen Situation. Er bekam ein gedämpftes Stöhnen als Antwort zurück. Die Stille, die normalerweise Ursache von Unbehagen gewesen wäre, wurde in diesem Fall mit offenen Armen aufgenommen. Jack war gerade 27 geworden, letzten Monat, er war ein eher optimistischer Mensch. Er erzählte immer unangemessene Witze in Situationen, in denen er von hochmütigen weißen Amerikanern der Mittelklasse in die Enge gedrängt wurde, die bereits mit einem Fuß im Grab standen. Es brachte die Leute jedes Mal zum Lachen, besonders Silas. Jack kannte Silas, seitdem sie einen Meter groß waren. Silas verbrachte seine ganze Zeit in Jacks Garten, kämpfte ständig gegen Invasionen aus dem Weltall, sammelte je nach Trend wertvolle Karten aus verschiedenen Spielen und baute niemals fertiggestellte Star Wars-Lego-Raumschiffe. Obwohl sie zu sehr unterschiedlichen Erwachsenen herangewachsen waren, hatten sie diese besondere Bindung zwischen sich behalten.

Paul saß auf einem Sitz neben dem Fenster, geschaukelt von der Bewegung des Zuges. Als er versuchte, sich an jedes Detail seiner letzten Gespräche mit Silas zu erinnern, waren seine Erinnerungen größtenteils schon zu verschwommen. Er konnte nicht verstehen, dass Silas ohne Erklärung gegangen war. Der Zug war stehen geblieben, die kalte Luft eilte herein, begleitet von der Bewegung der Menschen. Eine Frau fragte Paul, ob sie sich neben ihn setzen könne. Für seinen Geschmack hatte sie etwas zu viel Parfüm aufgetragen, aber selbst durch den starken Geruch des Parfüms hindurch blieben seine Gedanken bei seinem Bruder, nichts war ungewöhnlich erschienen. Julia hatte ihn ein paar Tage zuvor aus dem gleichen Grund angerufen. Silas war ohne Vorwarnung gegangen. Der Zug kam an seiner Haltestelle an, er stieg ungeschickt über die Frau hinweg, entschuldigte sich und ging.

Das Giebeldach befand sich am Rand einer Klippe, der Wind wehte vom Meer und erzeugte einen Wirbel in der Luft. Julia und Jack standen neben dem Auto und warteten auf Paul. Eine Gruppe von Menschen drängte sich vor dem Gebäude. Julia konnte einige von ihnen erkennen, sie beobachtete die Gruppe. Die Frau ganz links war Silas' Tante und der Mann neben ihr war der Nachbar von Paul und Silas, als sie noch Kinder waren. Julia war überrascht, als sie den alten Mann von vorhin sah, sie nahm an, dass es Silas' Großvater war, den sie noch nie getroffen hatte.

Harry trat vor, sein rechtes Bein tat ihm immer noch weh. Er stand still, vor der Menge, fand aber nicht den Mut, seine Augen auf die verlassenen Gesichter zu richten. Harry entfaltete den Brief, den Silas am Tag vor seiner Abreise auf der Schwelle seiner Tür hinterlassen hatte. Er räusperte sich und fing an zu lesen:

„Es tut mir leid, dass ihr diese Worte durch Opas heisere alte Stimme hören müsst, aber ich konnte mich nicht dazu durchringen, euch damit zu konfrontieren, als ich noch da war. Ich dachte, es wäre am besten, euch ein wahres und glückliches Bild von mir zu hinterlassen, anstelle des langweiligen und abscheulichen, das ihr gehabt hättet, wenn ich geblieben wäre. Ich weiß, wie schwer das für euch ist, aber bitte erinnert euch an das Beste von mir. Paul, erinnere dich an die Bitterroots; ich habe diesen orangenen Lichtschein nie vergessen, wie er über dem Berghang lag und dem blauen Abendhimmel weichen musste.“ Harry machte eine Pause. Paul lächelte, obwohl ihm Tränen über das Gesicht liefen. - „Julia, denk an unsere gemütlichen Sonntage im Bett. Ich weiß, dass dies nicht der beste Weg ist, aber als ich erfuhr, dass ich nur noch drei Monate da sein würde, wusste ich, dass ich meine letzten Stunden nicht damit verbringen wollte, Tabletten zu schlucken und das endlose Echo des Herzmonitors zu hören.“

Danke für all die großartigen Dinge, die ihr in mein Leben gebracht habt, und vor allem danke ich dir, Harry, dass du meine letzte Wahl verstanden hast, so misslich und schwierig du sie auch immer gefunden hast. Ich liebe euch alle und ich werde euch vermissen, ich weiß, dass ich euch in Frieden verlassen habe. Betrachtet diesen Abgang nicht als Ende, sondern als Neuanfang.

Auf Wiedersehen

Silas.“

Ein Mann in einem verblassten blauen Overall stand schweigend hinter der Menge, als er dachte, die Rede sei vorbei, näherte er sich, hob die Schaufel an und schob die Erde sanft in das Loch. Paul, Jack und Julia sahen einen Hasen, der sie vom Wald neben der Lichtung beobachtete. Das dumpfe Geräusch der auf dem Holz landenden Erde bedeckte die Schluchzer. Er war weg.

## **Ich liebe dich**

Enguerrand Crepiat

Thomas Carton glaubte, ein angehender großer Schriftsteller zu sein. Er hatte bereits einen Horror- und einen Fantasy-Roman selbst veröffentlicht. Jeder von ihnen hatte einigen Erfolg.

Thomas war stolz und ehrgeizig. Er sah sich an der Seite der Großen, von Ruhm gekrönt und mit Nobelpreisen und anderen Literaturpreisen ausgezeichnet. Er fühlte, dass er eine Kapazität sei, sogar ein Talent! Ja, Thomas war etwas zu sehr von sich überzeugt. Manchmal war er unerträglich. Unmöglich und abscheulich. Die Person, die am meisten von diesem Übermaß an Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl betroffen war, war sein Geliebter.

Armand hasste es, Thomas so selbstbewusst zu sehen. Armand dachte: "Er schreibt gut, das stimmt, aber er täuscht sich in seiner zukünftigen Karriere". Armand sagte jedoch nicht, was er von diesem Thema dachte. Er wollte seinen Liebling nicht verlangsamen und ihm den Eindruck vermitteln, dass er ihn nicht unterstützt. Manchmal dachte Armand, dass die fünfzig Kilometer zwischen ihnen für die Stabilität ihrer Beziehung notwendig seien. Regelmäßig machten sie beide an jedem Wochenende die Fahrten.

Der November kam und Thomas war von Anfang des Monats an in schlechter Stimmung. Der November-Blues. Er begann, eine kurze Kitschgeschichte zu schreiben. Eine romantische Geschichte, die auf seinen eigenen Erfahrungen basiert. So dass die beiden Charaktere Thomas und Armand heißen würden. Der junge Schriftsteller wollte diese Geschichte unbedingt vor den Weihnachtsvorbereitungen abschließen. Nur, er war so traurig, dass er nirgendwo hin konnte. Er kochte nicht mehr und schlief den größten Teil des Tages.

Eine Idee kam ihm in den Sinn: seine Meinung zu ändern und neue Energie und Inspiration zu finden. Der Verkauf seiner Bücher erlaubte es ihm nicht, sehr weit zu gehen. Ein Aufenthalt bei Armand wäre die beste Lösung. Er kannte die Gegend und konnte jederzeit und in kurzer Zeit nach Hause zurückkehren. Sie wissen, wie schnell eine Laune eines Schriftstellers geht ! Darüber hinaus lebte Armand ein einfacheres und weniger öffentliches Leben als Thomas. Er lebte im Schatten, niemand kannte ihn. So war es wunderschön. Thomas konnte sich in seinem Haus einschließen, ohne dass ihn jemand ausspioniert oder beraubt hätte.

Das war schon passiert. Eines Tages kam jemand zu ihm nach Hause. Eine Frau. Ein Fan, der die ersten Schriften der Zukunftsgeschichten des Autors mitverfolgen wollte. Nichts Ernstes geschah jedoch, Thomas hatte es geschafft, sie zum Gehen zu bringen, nachdem er versucht hatte, mit ihr zu reden und sie gewaltsam vertrieben hatte, als er verstand, dass die erste Lösung nicht funktionieren würde. Der Schriftsteller blieb traumatisiert. Dass jemand in sein Haus einbrechen

würde, war eine seiner größten Ängste. Ebenso wie Stromschläge, das Zerquetschen zu Tode oder das Schlagen von jemandem.

Nichts davon würde bei Armand passieren! Er kontaktierte ihn.

Hallo Schatzi ! Geht es dir gut? Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich eine Woche bei dir bleiben würde? Ich muss etwas anderes als mein Zimmer oder meinen Balkon sehen, um eine schöne Geschichte zu schreiben. Antworte mir schnell.

Thomas Carton, 22/11/18, 16:41 Uhr.

Hallo, mein Liebling. Ja, kein Problem. Ich will dich sehen, ich vermisse dich! Ich rufe dich heute abend an! Bis bald!

Armand, 22.11.18, 18:34 Uhr.

Der Anruf legt die Bedingungen des Aufenthalts fest. Thomas würde in zwei Tagen ankommen und sechs Tage lang bleiben.

Der Gastgeber hatte sich auf den Wiedersehend eingestellt. Sie gingen in ein eher schickes Restaurant der Stadt. Carton bestellte ein Rindercarpaccio als Vorspeise, Hummer mit saisonalen Gemüsekerne und eine riesige Schüssel Eiscreme mit Schokolade, die darauf tropft. Armand genoss einen Salat mit Walnussöl, Pesto-Spaghetti und Gourmet-Kaffee. Vor dem Dessert probierten die beiden Liebhaber einen Teller mit lokalem Käse.

- «Übrigens, was ist diese "schöne Geschichte", von der du mir neulich erzählt hast?

- Du weißt, dass ich nicht gerne über meine Projekte spreche, bis sie fertig sind! Ich will nicht, dass mir meine Ideen, Charaktere und Ideen gestohlen werden!

- Ich stelle kein Risiko dar, ich bin kein Schriftsteller!

- Jeder kann mit einer großartigen Geschichte einer werden!

- Du hast wahrscheinlich Recht.»

Mit vollem Magen gingen die beiden Turteltäubchen ins Kino und gingen enttäuscht. Um sich zu trösten, fuhr Armand sie auf einen Hügel, von dem aus man die Stadt und ihre wenigen Nachtlichter bewundern konnte. Sie gingen ins Bett, sobald sie wieder in der Wohnung waren. Sie hatten keinen Sex, dafür waren sie zu müde.

Am nächsten Morgen ging Armand zur Arbeit. Thomas hatte geplant, seine Projekte aufzuschreiben und zu reflektieren.

-«Oh ja, versteck dich, wenn jemand nach Hause kommt! Es könnte meine Mutter oder meine Großmutter sein. Du weißt schon, die Homophobin!

- Wie bitte?



- Ach was! Ich mache nur Spaß! Sie haben den Schlüssel, aber sie haben keinen Grund, vorbeizukommen. Keine Sorge! Es ist nur einmal mit einem meiner Ex-Freunde passiert!

- Aber..... Armand! Was soll ich tun, wenn das passiert? Ich will sie nicht treffen!

- Es nur ein Scherz! Niemand wird kommen, Thomas! Hör auf, paranoid zu sein, ich beschwöre dich! Ich habe um 15:00 Uhr Feierabend und bevor ich nach Hause gehe, gehe ich zu Cedric. Schönen Tag noch!»

Er ging so schnell, dass er nicht hörte, dass sein Liebling ihm dasselbe wünschte.

Der Schriftsteller aß einen Happen, duschte und begann zu schreiben. Er saß mit seinem Computer am Schlafzimmertisch. In einer Ecke des Zimmers stand ein Bett. Das Licht des Monats November drang durch einen großen weißen Fenstervorhang hinter dem Schreibtisch in den Raum.

Mit Innenarchitektur hatte Armand wenig im Sinn, aber der Raum war einladend und wir fühlten uns dort wohl. Energie und Phantasie schienen wieder da zu sein. Vom Schreiben beflügelt, verfasste Thomas in kurzer Zeit vier Seiten. Die letzten Zeilen beschrieben einen heftigen Streit. Der Thomas der Geschichte entdeckte sich selbst nach Jahren des Vertrauens betrogen. Er entschied sich, ein Nickerchen zu halten, bevor er die Geschichte beendete. Thomas würde für immer gehen.

Der Autor konnte nicht aufhören, über die Geschichte nachzudenken und konnte nicht einschlafen. Plötzlich hörte er, wie die Wohnungstür aufging. Es konnte nicht Armand sein, weil er noch zwei Stunden zu arbeiten hatte. Thomas stand sofort in der Mitte des Raumes auf. Er hörte die Schritte in die Küche und dann ins Wohnzimmer gehen. Die Schritte näherten sich dem Raum. Thomas' Herz schlug so schnell, dass er jeden Schlag in beiden Händen empfinden konnte. Er atmete immer härter und härter und Tropfen tropften auf seine Stirn. Der Fremde hielt vor der Tür an. Hinter ihr zitterte Thomas weiter. Der Fremde ging schließlich weg, um die Dusche einzuschalten.

-«Was mache ich da? Noch eine verrückte Person, die mich verletzen will, die mir gefolgt ist, die mich töten will! Das Arschloch nimmt sich sogar die Zeit zu duschen bevor er die Tür aufmacht und mich umbringt! Nein! Nein! Nein! Warum? Und die Geschichte! Wenn dieser Motherfucker es herausfindet, wird er es veröffentlichen, indem er vorgibt, der Autor zu sein! Ich muss wenigstens einen letzten Satz schreiben!

Thomas eilte zu seinem Computer und schrieb etwas. Plötzlich begann sich der Griff zu bewegen.

-"Liebster!

Armand erschien im Türrahmen und runzelte die Stirn, als er bemerkte, dass Thomas nicht im Raum war.

-Liebster? Wo bist du? Ich bin früher zurückgekommen, weil ich mich wirklich nicht wohl

fühle! Komm schon, komm aus dem Versteck raus! Ich bin's nur! Ich bin's nur!

Er ging durch den Raum.

-Oh! Dein Computer ist eingeschaltet, obwohl du nicht dahinter bist? Das sieht dir nicht ähnlich, du, der du deine Geschichten immer für dich behalten willst!»

Er näherte sich dem Gerät. Die Versuchung, einen Blick darauf zu werfen, war zu groß. Er las den letzten Satz.

In einem Verrücktheitsmoment öffnete Thomas das Fenster und sprang.

Ich liebe dich.

Armand lächelte über diese letzten beiden Worte. Er drehte sich zum weit geöffneten Fenster und näherte sich ihm, langsam. Thomas lag in einer Blutlache, fünf Stockwerke tiefer.

## **ANGLAIS**

### Composition du jury

Eléonore Cartellier, PRAG et docteur en littérature britannique

Sibylle Doucet, ATER et doctorante en littérature britannique

André Dodeman, MCF en littérature américaine

Isabelle Sinic, PRAG et docteur en études anglophones

Jessica Small, contractuelle en études anglophones



**Because Geoffrey decided to;**

*inspired by a true story.*

Océane Jallifier

Leaving. That's something Geoffrey knows.

The very first time that Geoffrey had to leave was when his father passed away. The second time was two years later, when his mum passed away. That's a lot of death in only two sentences, but this is how Geoffrey tells his story, and this is how it happened. Just like that, while life seemed okay, a car accident made him and his brother orphans.

In Uganda, two children don't have a voice. But two more mouths are enough to make a family starve. Their step-father wouldn't feed them, so Geoffrey left again. When it is already the third time that you have to leave, you just gather all your belongings and you go. No questions. No complaints. Because you are still alive. Geoffrey took Chrize by the hand, hiding how much his own was shaking, and they left. Neither of them knew how long they had been walking; at ten and six years old you don't think about hours. They were just feeling the heat of the sun, their bare feet on the red soil, and as always, listening to the birds who were singing, ignoring how much their hearts were broken.

"We'll be fine," said Geoffrey. And Chrize believed him, because there was no one he trusted more than his big brother. *We'll be fine* thought Geoffrey, and he promised himself three things: he would make sure they would never go to sleep with an empty stomach, that Chrize would get a proper education, and that he would do his best to protect his brother from any kind of suffering.

They ended up at their grand-mother's place. She paid for their school fees and their food, and they worked for her each morning and until nightfall after class. But life kept pushing them away. Their grandma became blind, and one more time, Geoffrey had to take his brother by the hand and leave.

"We'll be fine," said Geoffrey. It is a wonder that this twelve-year-old boy could stand straight, carrying the weight of his losses and the future of his brother. It is a wonder that he could still sing. It is a wonder that he never gave up. They walked all the way to their uncle's, in a village on the other side of the valley. They had never even met him. But even though it can be tough sometimes, family is family. And the uncle welcomed them. Geoffrey dug in the fields to pay for the food and the roof over their heads. Chrize was in charge of protecting the rice from the birds by throwing stones and yelling.

Geoffrey doesn't mention anything about school when he talks about the time they spent

there. But he explains why they left, and he does it with an open heart. Staying there would have been the easiest thing to do for Geoffrey. After all, they had a rather safe place to live and something in their stomachs every day. But the easiest solution doesn't mean that it is the right one. You see, Geoffrey made a promise to himself some years ago: to never let his brother suffer. He couldn't handle seeing the bruises on Chrize, nor hearing him hold his tears back. The aunt often caned him and did not let him eat or drink during the day. Family wasn't family after all. The only family they truly had was each other. So here they were: leaving again. But this time, it was Geoffrey's decision. And that changes everything.

The day they left, he wasn't thinking. Seeing that his brother was being mistreated, Geoffrey went to the rice field, grabbed Chrize by the arm –and he insists on the word “grabbed”- and they ran away. The woman was shouting curses at them, swearing that they would have a painful, miserable, and poor life. Curses are a big deal in Uganda. People believe that it is a terrible thing. This is well-known. There are sorceress and dark spells, devils and bad spirits. Human sacrifices are still made from time to time. And when you live there, these are not legends. So when the aunt cursed them, they ran faster. They ran until they were out of breath. They ran until they fell. They had absolutely nothing left, but they were together, and they were still alive. They slept outside, lying under some bushes, and the last words Chrize heard before falling asleep in his big brother's arms were the words he knew by heart: “We'll be fine.”

That day, Geoffrey understood something: it was okay to fight for their lives, to make their own decisions, they deserved better than what people used to give them. In the night, staring at the stars, he added few words to his usual prayer, and he knew deep down that their time would come. They would really be fine. And then he smiled, relieved to be free despite the difficulties coming ahead.

First of all, they had to get some distance between the village they just left and themselves. They went west: climbed on buses, walked, ate the fruits they found on the trees, walked again. It was the dry season, and the sky without clouds was a burden they didn't need. And when Geoffrey decided that they were far enough, they started over.

They settled down in a small cabin, up on another hill behind another village. Geoffrey found several little jobs, enough to pay for Chrize's school fees. Then he bought a goat, happy to have milk every morning. And whenever he could, he went to school. But as all his money was going to Chrize's education, he had to leave and run away each term when the head teacher was collecting fees. Each time he had to go further to find a new establishment who would accept him; he changed his name and ran away again and again. It took him a while, but he finished Primary school. Geoffrey has always been a smart, generous, and ambitious boy. He passed his final exam

and started the same thing all over again with Senior school. But his brother came first. Geoffrey spent more time working on the fields, selling stuff, and drawing water for others than studying in school. And when this wasn't enough to pay for Chrize's private school fees –because there was no way that Chrize would go to a government-run school, Geoffrey made sure of that- he sold his goat. And life went on. Life always goes on; either you are ready to follow it or not. There were days they wouldn't eat, times when Chrize's tuition fees were paid late. But Geoffrey managed to keep them going.

One day, Chrize's teacher called Geoffrey for a "special meeting". The most important family in the community had heard of them and was offering a full-time job and a cabin to Geoffrey. The salary was not much, but they were willing to take care of Chrize's school fees. This how Geoffrey ended up with an eighteen-hours-per-day job, every day of the week, having to deal with many rules and responsibilities. At fifteen years old, his life looked stuck. He wasn't going to leave again. He was working on the farm, he was the cook, the cleaner of the house, the launderer – and no need to say that there was no washing-machine-he was the maid, the servant, and he was also in charge of the two little kids living there. If you needed something, you screamed "GEOFFREY!" from the top of your lungs, and Geoffrey came.

This is where I met Geoffrey, two years later. Geoffrey wasn't supposed to talk to me, to touch the things I was about to touch, not even to look me in the eyes. But Geoffrey did. His life has been rather tragic, but his smiles are shining. The simple fact that he is smiling is a slap of humanity. Each of his laughs shook my heart. What a great lesson it taught me. Because he understood a while ago what a smile can do to someone who needs it.

Geoffrey's big dream is to become a chef and to own his own restaurant. His second dream is to travel the world. His third is to drive a car. Geoffrey has faith; he always has and always will. Of course, his brother is included in each of these dreams. Because if he doesn't take care of Chrize, who will?

At eighteen years old, he went back to school to learn how to be a cook. Eighteen is now. Geoffrey started his courses a couple of months ago. He is still working for the family each morning before he leaves and when he comes back, but he knows now that it isn't forever. He will be fine. So will his brother.

And the last words will be Geoffrey's, because nobody can say it better than him: "I know my situation isn't easy right now. But it will work out. Rushing isn't the solution. One day I will live the life I've always dreamt of, but I must be patient. Everything comes when the time is right. If I'm still struggling now, it's because I'm not ready. I still have plenty of things to learn, to understand, to deal with. Having the perfect life isn't worth it if you are not ready for it. You will

end up suffering, and I've had enough of that. So now I just wait for my time to come. If I stay focused, humble, and patient, then I have nothing to worry about. And I swear, I will then be able to truly help Chrize, and we will leave this place once and for all.”



## Saturn

Julie Belli-Riz

"You know, Saturn is a symbol of authority and discipline."

"Maybe, but tonight Saturn decided to be invisible," said I while adjusting the measures of my telescope. "I never struggled that much to find a planet that is supposed to be easy to see."

I looked at her. She was sitting higher on the hill, looking at the sky. She was wrapped in her jacket, as the night was a bit chilly, the heat of the day did not warm it enough.

We spend almost all our nights of June outside, looking at the sky and admiring planets. We looked at almost every star of the Solar System, many constellations, and I could even take some photos. Every night, she would tell me the significance of planets and constellations in astrology, and I would try hard to find Saturn, in vain. I never believed in astrology or anything, only facts were important for me, and it was hard to think that planets could have an influence over people. But I respected her beliefs, at least it made her happy, and seeing her passionate about something made me happy too.

I looked through the lens a last time, but I could not find the precious planet. All I saw were stars, and nothing else. I left the telescope to sit next to her, disappointed.

"Nothing for tonight."

I laid on the grass, watching the sky. We could see it perfectly from where we were, far from the city lights and pollution. The stars were shining over us, and I felt privileged to experience such beauty. She laid next to me, and for a moment, none of us said anything. We were just enjoying the peace of the night, the gentle sounds of nature. Then she said softly:

"It's crazy to think that most of the stars in the sky are dead, but their light still shines. It's like the heritage of the sky."

It made me smile. I did not answer, but I was thinking about it. For me, everything was about the speed of light, and that it was just science. I never really thought about any poetic symbolism of a dead star. She continued anyway.

"I would really like to be like them."

"What?"

I sat back, her words were a bit strange and made no real sense.

"Well, I mean, when I die, I would like to have a trace of my life in this world for a time, like stars which still seem to shine even though they don't exist any more. I don't know if you understand what I mean."

"Of course I do. Who would like to die and leave nothing behind?"

She did not respond. We spent another few minutes watching the sky, expecting to see shooting stars, but nothing happened. It was late and I saw her yawning next to me, so I suggested to go back home. She agreed. I packed my telescope and we headed to my car and her bike.

“Well, Saturn will wait another night.”

“Why are you so obsessed with this planet?”

“I don’t know, I just think it is beautiful, and also kind of unique.”

She smiled.

“Maybe it is because you also need more discipline in your life, and your subconscious tells you to find this planet to make you work harder.”

I laughed. She was quite right. I never liked to work too hard, as I had some amenities during my studies, I never needed to make many efforts. I put the telescope on my car and asked her:

“Are you sure you don’t want me to drive you home?”

“No it’s fine, it’s not on your way and it’s not that far.”

“OK. See you on Friday!”

“Bye!”

She drove away on her bike as I climbed in my car, already wanting to be on Friday.

But Friday never came for her.

She had an accident on her way back home, just after we left the hill. No one was able to save her.

After her burial, I was so broken, so desperate, and angry against life for taking her too soon. I thought I could have avoided it, I should have insisted on driving her home. But it was too late.

Everyday I saw my telescope sitting in my room, waiting to be used. But I could not. It broke my heart every time I saw it, it reminded me of her. One day I could not stand it any more, and I broke it, as if it would help me heal. It was impetuous, and I regretted it the second I understood what I did. It was one of the only things that ever linked me to her, and I destroyed it. I never cried that much

For months, I was not able to do anything. I stayed in my room all day, barely eating anything and going out only when it was absolutely necessary. I failed most of my exams, but I did not care. I missed her too much. Admiring the sky would never be the same, even without a telescope I was not able to look at it.

One day, her mother sent me an email. There was a photo on it, and a message asking me how I was doing, wishing me good things, and that maybe I would like to see this photo. I was not well, of course, but I still opened the file on my computer. At the second I saw it, I cried. It was a selfie of the two of us, on the hill, next to my telescope. I seemed really upset, I never liked selfies and all of

it. But her smile was wonderful. I smiled too, looking at her, so happy to discover it. I immediately thanked her mother for sending me this, wishing her the best.

And I thought of what she told me the last time we talked. She wanted to shine even though she was not here any more. And suddenly, I wanted to look at the stars. This very night, I watched the sky from my window. But I missed something, I needed my telescope. I tried to fix the one I broke, but I could do nothing. I needed one, but the cost was too important. It was my new goal, I had to reach it.

I never worked harder than the during the following months. Two jobs, almost never home to do extra hours and save money. I even got back to university from time to time, when I was not too tired. And when I started to feel bad, I looked at the photo of us to move on and keep working. It was the worst time of my life, but I carried on.

One day, I realised I saved enough money and all my pain was worth it. I hesitated a second, not more. I rushed to my computer, and ordered a new telescope, the best I could find. And on an advertisement, I saw something that really interested me, and as I had some money left, I ordered it too.

On the day of her death's anniversary, I received the telescope and a letter. I already knew what was inside, and I wanted to open it at the last moment. I unwrapped the telescope to examine it, and verified if it worked well. Fortunately, everything was perfect. When the night fell, I got to my car, put the telescope in the trunk and drove to the hill. My heart was beating so fast, I thought it would explode. I climbed up the hill, everything was peaceful. One year ago, I was here with her, and now I am here alone.

I installed the telescope, then I opened the letter. All I wanted to read on it were the coordinates, the rest would wait a moment. I anxiously entered them, sceptical about the weather. The night was cloudy, few stars were visible. When I looked, nothing happened. Clouds were too thick to see through. I looked a few times, waiting about ten minutes each time, but nothing happened.

I was angry and disappointed. I started to cry again. All I wanted to do was to scream my pain to the universe.

I sat in the grass, and looked at our photograph. I never missed her smile more than today. It was not her time to go, it was too soon.

I got back to my feet, the sky seemed clearer than before. I looked back through the lens, not waiting to see anything clear. But when I opened my eyes, I smiled instantly.

A star was shining exactly in the middle, among a small star cluster. It seemed so bright, so powerful. I had never been so impressed by a star in my life, and I never felt such relief to find one. But this one was more special than the others.

I looked more carefully at the letter I received. It was the certificate proving that the star I watched was named after her. Next to the coordinates I watched all night, there was her name and something that resonated in my mind even since she left this world.

*“I want my light to shine for ever, like stars, even after the end.”*

I smiled looking at it, tears were rolling down my cheeks. I got back to the telescope to see it again. It was still shining, I was at peace as I looked at it. As I was looking at it, I noticed a mass in the back of it, that intrigued me. I decided to change the settings of the telescope a bit to see what it was.

It was like a dream. I did not believe what I saw, finally. Saturn was here, proud, in the middle of its rings, at the back of the star.

And for once, I interpreted it as a gift from her and the universe, a sign that I worked enough to deserve it. I wished I could have seen it with her next to me, but I was sure she was here, in the universe.

I admired the view for what seemed like hours. The dawn was near, the sky became lighter. I resolved to stop looking at the sky, and I laid on the grass.

I clutched the certificate against my heart and cried. I smiled, thinking about her and her wish, and I whispered, tenderly:

*“Your light will always shine over me.”*

## A day in February

Maxime Benoit-Guyod

It was a grey, late winter morning. The sky was uniformly covered in a thick coat of greyish clouds, only letting through a dim and diffuse light. The pallid sun rays came into the room through a French window and reflected on the dull color of the walls, thus making this square, barely furnished space even greyer than it usually was. Everything was perfectly still. The wardrobe was still, the nightstand was still, the bed was still, the man in the bed was still. An almost supernatural stillness filled the whole bedroom, that even the noise of the cars outside on the avenue could not disturb. In fact even the distinctly irritating sound of the alarm clock that suddenly rang did not manage to make anything budge. It rang, and rang, and rang for so long that it eventually became almost inaudible, as if muffled by the crushing silence around.

The man in the bed did not seem to hear the alarm, his decision to let it ring did not seem conscious either, actually it was not a decision but rather an absence thereof. In this regard it was not much different from the absence of decision that, on any other day, would have led him to get out of bed and go to work. In a slow movement that seemed to have been rehearsed thousands of times before, he finally grabbed the phone that laid on the nightstand next to him and turned off the alarm. He got up, opened the French window and stepped outside on a little balcony. Just as he did so, a thin, bone-chilling rain started to fall. He looked up at the sky above him, trying to make out something, but only achieved a quite grotesque squinty grimace. The man stepped back inside and started his morning routine, which looking at the sky from the balcony was not usually part of. It was, admittedly, not a very efficient routine, but he did not care to improve it. For example, instead of going straight to the bathroom after getting out of bed, then waiting idly for the water to boil, he could have put the kettle on first and, while the water was heating, washed his face and done his hair before having tea. How many many precious minutes could he save that way? One, two? Three?! He could have done anything in these three minutes other than getting into a staring contest with the kettle (the satisfaction of winning the contest had long worn off, as the kettle was not a very tenacious opponent). The fact of the matter was, he would not have known what to do with three extra minutes on his hands, especially ones that came at the expense of the comforting predictability of his usual routine.

The man was in the bathroom, standing in front of the small oval mirror above the sink, scrutinizing himself. His eyes moved restlessly across his face, as there were no asperities to catch his gaze. As far as faces went it was a rather bland one, somehow lacking both in flaws and in

attractive features. Not even the shadow of a wrinkle, not a pimple to be seen, neither scars nor eye bags; if this man had ever laughed, cried or had a bad night's sleep in his life, it did not show on his face. A few minutes later he came out of the bathroom and got dressed. His taste in clothes, unsurprisingly, was just about the same as his taste in anything else. It was genuinely hard to tell whether this resulted from a very bizarre fondness for all things flat, insipid and grey, an absence of taste altogether or a complete and utter lack of concern for such trivialities. The fact that his outfit appeared carefully crafted to say the least possible amount of things about its wearer and keep him from standing out -- to the point of being as close as anyone has probably ever been to invisible -- made the first option the more likely one.

As he moved towards the kitchen a strange idea suddenly struck him: he did not feel like drinking tea. He went on with his routine driven only by inertia, the mechanical parts of his body were making tea, but his brain had seceded. The idea that he might not want tea, although it had never once crossed his mind, now obsessed him. For the first time in its existence, the kettle won the staring contest, a victory by forfeit but a victory nonetheless. He drank one little sip of tea. It tasted the same as every other day: not much, only today was the first time he actually noticed. He left the apartment.

The rain had stopped but seemed to have painted everything in a different shade of grey, from the anthracite grey of the wet asphalt to the speckled pearl grey of the clouds to the slate grey of the man's mid-range sedan. There was enough gas in the tank to go, if not far away, at least far enough. In what was an almost conscious decision, he drove out of the city. To his own surprise he felt a spark of enthusiasm and let himself drive slightly above the speed limit. He was impatient to get there, although he did not know where exactly "there" was yet. What mattered was that he was going and that "there" was away from his usual life. He drove for a while. The countryside was quite pretty, despite the gloomy weather and apparent state of abandon, which conferred it a feeling of peacefulness and timelessness. He did not see or care about that, as this was still what he considered his known realm, his familiar realm, although he had not been here in years. The town signs he drove by reminded him of memories long forgotten, of a distant childhood. One sleepy village reminded him of occasional visits to an old aunt; another of a small pastry shop that even decades ago looked old and dusty; another yet of a local farmers' market on Sunday mornings. Those were not particularly fond memories, their only merit was that they were away from here and far from now.

As time passed and kilometres added up, the town signs became unfamiliar. The names of those towns did not sound fundamentally different, just enough that he knew he was not at home

anymore, but not enough that they gave him this feeling of novelty and excitement that he was so desperately looking for. The initial enthusiasm had already started to wear off and numbness, and boredom, crept back in, only there was no routine, no familiar realm to soothe it, no bedroom to take refuge in. He decided to take a chance and stopped in a small town whose name stood out in that it was virtually indistinguishable from the dozens of other towns he had driven by that day. Just like its name led to believe, this town was perfectly unremarkable, grey and lifeless. The man parked his car on the deserted town square, a small cafe seemed open. He walked in, the cafe was empty and dark, and if it was not for the sign on the door that read “open”, one might have thought it was abandoned. A woman who seemed both surprised and annoyed by his presence came to take his order, he asked for a coffee out of pure habit. This coffee was not any worse than what he would drink at work every day, but he had somehow never realized how much he disliked this bitter taste. The waitress had disappeared. Sitting in half darkness in front of a half empty cup of coffee, the man wondered about what had brought him here. There were no memories, good or bad, that tied him to this place, no aunt of his had lived here a long time ago, there was absolutely nothing for him in this town and even though he felt like a stranger at home, he was even more of a stranger here. As he tried to remember the reason that had thrown him on the road he realized that if such thing had ever existed, it had now vanished from his mind. What he had imagined he would find was a mirage, and he was not so sad about that illusion falling apart as he was about not having another one to guide him now, for this mirage was all that kept him going.

Just as he was walking out of the cafe, the rain that had fallen upon him in the morning fell upon him again, unchanged, ever so gently. With the same grotesque face he made this morning on the balcony, he looked at the sky and tried to see if it was the same cloud that had chased him all the way here. He could not say for sure, all clouds looked the same to him.

The man walked back to his car and headed home.





## **ESPAGNOL**

### Composition du jury

Cristina Breuil, MCF en littérature hispano-américaine

Eva Cantat, PRAG et doctorante en études hispaniques

Raul Caplan, PR en littérature hispano-américaine

Laurence Garino-Abel, MCF en littérature espagnole

Véronique Jude, MCF en littérature espagnole

Maria Perez Heredia, lectrice en études hispaniques et autrice

Olivia Pierrugues, doctorante en études hispaniques



## Últimos momentos

Flavie Thibaud

*Último cigarrillo, el miedo me invade por fin.*

¿Cómo pude llegar hasta acá? Este tipo de preguntas estúpidas que no puedes dejar de hacerte cuando llega el final. ¿Cómo pude llegar hasta acá? De rodillas, con los ojos tapados, el cigarrillo en el pico, esperando hacerme definitivamente eliminar de este mundo.

En realidad, sé perfectamente cómo llegué acá. Me gustaría poder decirme que si pudiera volver al pasado, lo cambiaría todo, que no haría todas estas tonterías, pero no puedo. No es por el hecho de que hacer lo que hice tenga cualquier meta, o haga cierta justicia, es simplemente porque no puedo detenerme.

Me acuerdo de sus ojos, inmersos en el agua, totalmente abiertos, como queriendo escapar de sus órbitas, mis manos alrededor de su cuello. Mi primera víctima, el inicio del fin.

Era mi suegro, el cabrón que mató a mi mamá.

Buscaba venganza, justicia o lo que sea. Pero encontré otra cosa. Inmediatamente, me volví adicta. Mantener su cabeza bajo el agua y mirar sus ojos volverse vacíos. Este poder, el poder de matar ¿cómo no sucumbir a ello? Sentir la adrenalina invadiendo tu cuerpo y querer sentirla una y otra vez.

El impulso mortal. Era como si me hubiera convertido en otra persona, ya no era yo, era solamente la muerte, calma, despiadada, sonriente...

Algunas veces me digo que debería tener miedo... de este placer que obtengo robando vidas, como un ángel de la muerte. Sin embargo, nunca me sentí culpable, siempre eliminé a las personas que merecían morir.

Pero, de todos modos, eso ya no importa.

*\*Disparo\**

*Regreso a la realidad. Oigo a mi lado a una persona caer. Un temblor me recorre el cuerpo.*

La muerte es algo complejo, incomprensible. Eso es lo que la hace tan fascinante, casi poética. En un momento estás acá, estás vivo, respirando, y de repente, la nada. ¿Cómo algo que tiene tanto impacto en la gente puede ser tan sencillo, tan fácil? Un ligero apretón de gatillo, y se acabó. Un solo corte, y se acabó.

Maté a muchas personas durante mi vida, pero hay algunas que nunca podré olvidar.

Una vez, estaba en un bar, tomando cerveza, cuando vi a mi lado a unos pendejos hablando demasiado fuerte, y diciendo un montón de horrores. En algún momento, uno de ellos se jactaba de

haber violado a un joven. De repente, el impulso mortal se despertó.

Casi no me di cuenta de mis movimientos. En un instante, tomé el cuchillo a mi lado y dibujé una línea letal en su cuello. Vi su sonrisa congelarse y ahogarse en la sangre mientras la gente gritaba por todos lados. Podíamos ver sobre su cara asombro e incomprensión totales.

Era hermoso, el rojo se derramó sobre su ropa, la mesa, el suelo. Tanto rojo. Se cayó en él, con los ojos abiertos, acabando esta obra de arte.

Por suerte, logré escapar gracias al pánico de los demás.

*\*Disparo\**

*Otro cuerpo cae. Acabo mi cigarrillo. Este es realmente el final.*

*No pensaba morir así, de rodillas, sin poder hacer nada, y esperar, esperar a la muerte. Es una espera interminable, nunca se acaba; hasta que lo haga pues.*

Después de algunas veces, empecé a buscar a mis víctimas para poder satisfacer mi sed asesina y al mismo tiempo hacerle un favor al mundo matando a personas que se lo merecen. Hacía algunas investigaciones para elegir a alguien que no fuera a ser extrañado por nadie. Hubo aquel caso, era un policía que había participado en una violación en grupo a una chica, y había conseguido evitar la cárcel por ser policía. Cuando lo encontré, estaba en la calle, en la noche oscura; estábamos solos, le sorprendí por detrás rompiéndole una jarra en la cabeza y empecé a golpearle con todas mis fuerzas, le golpeé una y otra vez hasta oír sus huesos romperse bajo mis puños; escuchar este siniestro crujido hasta que se le escapara el último aliento de vida.

Era una de las muertes más satisfactorias. Nada puede compararse con el hecho de matar a alguien con tus propias manos, sin armas, solamente con la fuerza de tus golpes; sentir cómo su alma se escapa bajo tus dedos.

*\*Disparo\**

*De repente siento un dolor intenso, me caigo al suelo con una bala en la pierna. Había matado a uno de los suyos, querían verme sufrir, querían que fuera lento.*

Fue por mi último asesinato, el que me trajo acá pues, ante mi propio fallecimiento.

Era un soldado, lo había buscado durante algunos meses. Generalmente, no pasaba tanto tiempo buscando a una persona, pero este tipo era un monstruo, pura maldad, había matado a tanta gente, hombres, mujeres, niños, destrozando pueblos; cubriendo su paso con un rastro de llamas, sangre y lágrimas. Además acababa de enterarme de que había matado a la familia de un hombre con el que había pasado tiempo, y al que había amado profundamente. Ya no era más compulsión, sino una venganza, pura e implacable.

Me escondí en la sombra, encaramada en un árbol, esperando que se acercara y que entrara en la boca del lobo. Salté sobre él, pasé una cadena venenosa alrededor de su musculoso cuello y

apreté. Apreté hasta que su cara se volviese violácea, con los ojos llenos de sangre. Era brutal, bestial; era la muerte que merecía. Una lenta agonía.

Quería matar a todo su grupo también, pero me atraparon antes de que pudiera eliminarlos.

*\*Disparo\**

*Una bala en el hombro. Me arrastro dolorosamente a través del barro sucio, tratando desesperadamente de sacarme de esta masa oscura que se apodera de mi cuerpo. Siento mi sangre fluir, cubriendo mi ropa, esparciéndose en el suelo, corriendo entre mis dedos. Se está escapando, junto con mi vida. Sólo queda el dolor, un dolor inconmensurable.*

*\*Disparo\**

¿Cómo pude llegar hasta acá?, yaciendo en el lodo y la mezcla de mi sangre y la de los otros ejecutados. Lejos de todo, delante de gente a la que desprecio, muriendo a manos de un hombre que debería haber muerto en las mías.

*Mi vista se oscurece. El dolor me abandona, pero queda el frío, un frío que crece por dentro, dejándome paralizada, llevándome poco a poco.*

Me acuerdo de todas sus caras, de la expresión que todos tuvieron ante la muerte, cuando ya sabían que no habría más mañana, cuando se quedaban solos, delante de mí, muriéndose; hasta que sólo quedáramos yo y la muerte, mi compañera de mala suerte.

*Ahora me está llevando a mí y todos estos rostros me rodean, con los ojos llenos de rabia, de ira y de satisfacción... Me esperan en el infierno.*

## La vendedora de aguacates

Aurélie Wackermann

—¡Feliz cumpleaños, Abue!

Las llamas de las setenta y dos velas se reflejaban en los ojos pardos de Remedios. Su sonrisa cavaba surcos en su piel morena, a ambos lados de sus labios secos, como lo había hecho ella en su tierra sembrando aguacates, durante su vida entera. Después de una inspiración profunda, abrió un poco más la boca, como si se preparara para soplar las setenta y dos velitas bien puestas en el pastel de chocolate preparado por Alba durante la tarde. ¡Que no falte el chocolate! Alba conocía muy bien a su abuela, y desde su tierna infancia, siempre había sido muy detallista y cariñosa con ella. Pero la boca de la anciana se cerró, de repente. Aunque las llamas seguían iluminando su cara, era una farsa, y ambas mujeres lo sabían. En el transcurso de un instante, la mirada de Remedios se apagó, como si sus iris se hubieran desteñido; como si de ese fuego íntimo que la animaba tan solo quedaran quemaduras y cenizas.

—¿Abue? ¿Por qué no soplas las velitas? ¿Te sentís bien? —preguntó Alba.

De forma mecánica, la joven empezó a contar todas las velas, otra vez. ¿A lo mejor sobraba una? A la gente mayor no le gusta envejecer, entonces si hay una equivocación en el número de velas, puede transformarse en un asunto de Estado. Sesenta y nueve, setenta, setenta y uno, setenta y dos... ¡Dios! No falta ni sobra ninguna vela. ¿Qué le pasa entonces? ¿Será que ya no le gusta el chocolate? ¡Después de una vida entera ensalzándolo! Después de...

—Mijita, acercate... —terminó por articular Remedios.

Alba se paralizó. Solo se escuchaba el tictac del reloj antiguo fijado a la pared de la cocina, que había pertenecido a su abuelo Alberto. Alba alzó los ojos hacia las manecillas del reloj. Alberto... Cinco años ya... El tiempo vuela.

—¿Seguís extrañándolo, Abue? —se atrevió a preguntar la nieta después de un silencio breve.

—Alba mía, tesoro mío, vos sabés cuánto amé a tu abuelo... ¿Qué me queda ahora? ¿Para qué seguir soplando una velita más cada año si es para sentarme a desayunar, almorzar y cenar alrededor de una mesa desierta? ¿Para qué seguir levantándome cada mañana antes de que el sol amanezca si es para acostarme por las noches grises en una cama fría y vacía? ¿Para qué seguir viviendo si lo único que me permite sostenerme es romperme la espalda cultivando y vendiendo aguacates? «¡Aguacate a mil, aguacate a mil señores! ¡Vengan a probar los mejores aguacates de Antioquia!» ¿Así de dura es la vida que me toca vivir? ¿Quién soy en este mundo? ¿Una vulgar vendedora de aguacates? ¿Qué me queda, Alba mía? Perdí a mi hija, me dejó mi esposo... ¿Quién más queda a mi lado? Para qué seguir soplando más velas Alba, para qué... Ya me canso de soplar en esta tierra.

Unas perlas límpidas se escaparon de sus pupilas negras que miraban hacia el cielo, como si estuvieran buscando algún milagro.

—Abue, mirame... Estoy yo.

\* \* \*

—¿Sabés qué encontré el otro día en casa de mi abuela? —preguntó Alba, sonriente.

—¿Aguacates? —se burló Diego.

—¡Ja, ja, ja! ¡Nunca cambiarás, amor! Bien sabés que almacena sus aguacates en su tiendita. No, encontré cuadros.

—¿Cuadros? —repitió su novio, desconcertado.

—Sí amor, ¡te lo juro! No creía lo que veían mis ojos... ¡Descubrí obras maestras! Y, ¿sabés qué? Los pintó ella.

Diego frunció el ceño, dubitativo.

—Además, me preocupo mucho por ella —prosiguió Alba con una voz temblorosa—. Cuando fui a verla para celebrar su cumpleaños, nada ocurrió cómo estaba previsto: se negó a soplar las setenta y dos velitas que yo me había pasado toda la tarde arreglando, y terminó llorando.

—Debe de estar cansada, amor. No tenés por qué preocuparte.

—Es que nunca la había visto así... Su vida ya no tiene rumbo... Ella está muy sola allá en Robledo... Soy lo único que le queda. Amor, creo que debería irme a vivir con ella. Creo que...

—Alba —la interrumpió Diego sin aliento.

—Ella me necesita —dijo con ojos llenos de emoción—. No puedo dejarla hundirse en la muerte y quedarme de brazos cruzados. Es la única familia que me queda, Diego.

—No digás esto —susurró el joven, acariciando el pelo de su amada—. Primero, te equivocás: formás parte de mi familia y podés contar con ella como si fuera tuya también. Mis papás te quieren como a sus propios hijos. Segundo, se me ocurrió una idea... Hablaste de obras maestras, ¿cierto?

—Sí, de verdad me gustó lo que vi... Lienzos llenos de colores, casi como dibujitos infantiles... Bueno, verdad que, al inicio, su estilo me pareció extraño, y miraba las telas con cierta incertidumbre. Es que casi todas sus obras ni tienen perspectiva, ni nada que ver con las formas de pintar académicas. Parece básico, sabés... Pero luego de un instante, mientras mis ojos miraban fijamente un cuadro que representaba un pueblito paisa, me acordé de una de mis clases de Historia del Arte, y entendí. ¡Se trata de arte naïf! Es una corriente de pintores del domingo, autodidactas, que pintan sin saber pintar. Y pues, la verdad, me encantó... ¿Quién hubiera adivinado que un auténtico museo se escondería en una casita de Robledo? Y pensar que la gente solo tiene ojos para Botero, mientras nosotros tenemos tesoros guardados en nuestros barrios pobres...

—Entonces, ¿qué estamos esperando? ¿Para cuándo la inauguración de la sala «Remedios Gutiérrez» en el Museo de Antioquia? ¡O incluso más allá de nuestras fronteras! —exclamó Diego.

Alba no salió de su asombro:

—Sos un genio... Siempre ha soñado con irse de Colombia... Pero, amor, ¿cómo lograríamos esto? Y, ¿con qué dinero?

—A veces la vida da muchas vueltas... Como decía mi abuelo: «El que no corre, vuela». Ahora nos toca hacer volar a tu abuela... ¿Hasta dónde irá?

\* \* \*

—París, mijita... Siempre he soñado con irme a París —declaró Remedios al mirar una postal de la capital francesa.

—¡Muy buena elección! —exclamó Alba—. ¡Qué ciudad más chévere para exponer tus obras, Abue!

—¿Mis obras? ¿De qué estás hablando? —dijo la abuela, casi atorándose con un trago del agua panela que estaba bebiendo.

—Abue, descubrí cuadros tuyos el otro día cuando vine a ayudarte a limpiar tu cuarto. No te lo dije en ese momento, pero me encantaron. Me maravillé al imaginar cada gesto que hiciste pincel en mano, transformándote en otra persona, encarnando tu misión verdadera, por fin despertando a la artista que desde hace una vida entera reposa en vos, que llevás dentro.

La anciana no podía hacer nada sino agitar el agua panela con la cuchara, nerviosamente.

Sin embargo, la chispa de luz estaba de vuelta en los luceros de la septuagenaria e iluminaba su cara. Su pelo cano resplandecía como nunca antes. En la mesa, había colocado un jarrón lleno de flores que había recogido pocos días antes en su jardín. Sus tallos eran tan verdes como el anhelo que despertaba en sus entrañas el solo hecho de fantasear pintando frente a la torre Eiffel.

«Remedios Gutiérrez: imprescindible exposición de la artista colombiana en las mejores galerías de arte de París», titularía *El Espectador*. Remedios artista... Remedios exponiendo sus obras... Remedios dejando la venta de aguacates... Remedios yéndose de su tierra... Remedios siendo ella misma... Remedios, simple y sencillamente. Auténtica como nunca se hubiera atrevido a serlo. Remedios, por fin.

Pero el regreso a la realidad fue crudo: ¿con qué plata iba a poder irse de allí? ¿Qué iba a hacer una vieja paisa de setenta y dos años allá sola, en la majestuosa capital francesa? ¿Quién sos vos, Remedios, para atreverte a soñar con viajes que no corresponden a tu rango? ¡Volvé a pregonar tus malditos aguacates en tu comuna! ¡No te necesita nadie, ni acá, ni allá! ¡Sos tan inútil que tu propio esposo se fue hace cinco años ya! Alberto se fue, Remedios, ¿entendés lo que significa? El único



hombre que quisiste amar en tu vida te dejó, Remedios. ¡Te abandonó! ¿Qué queda de vos, ahora? Pedazos de lienzos arrugados, mezclados en un océano de aguacates podridos, en una tierra estéril en la que la flor de la juventud se ha marchitado ya.

—¡No digás bobadas! —gritó la abuela, fuera de sí—. Mis pinturas no valen un carajo, son solo mamarrachadas, y lo peor es que tanto vos como yo sabemos que nunca serán más que ilusiones. Ahora, déjame descansar. Esos malditos sueños me han agotado.

\* \* \*

Mientras andaba por la universidad, Alba se chocó con un hombre alto, vestido de traje, que se fue tan rápido que ella ni tuvo tiempo para disculparse, ni para siquiera para percibir la cara del individuo. Lo único que vio se limitaba al último número del periódico *El Tiempo*, que yacía en el piso. Confundida, la joven se arrodilló y empezó a hojearlo. Nada interesante, la verdad. Al menos hasta ese anuncio, en la página nueve:

*CONVOCATORIAS ABIERTAS:*

*Se buscan pintores naïf latinoamericanos, famosos o no, para nuestra gran exposición anual.*

*Tema: Paisajes de América Latina. Se estudiarán todas las propuestas.*

*Galería de arte Naïfs et Primitifs, 33 rue du Dragon, 6ème arrondissement de Paris.*

Siguieron semanas pobladas por la duda, a ambos lados. Remedios y Alba se mantenían en silencio. El silencio pesado de los miedos. El silencio de las sombras de dos dignas damas rehuyéndose, a pesar del amor.

Y, un día, sonó el teléfono.

—¿Aló?

—¿Podría hablar con Remedios Gutiérrez?

—Soy yo —articuló ella.

—Buenos días señora, permítame presentarme: Pablo Jiménez, encargado de la selección de pintores para la galería Naïfs et Primitifs, París. Tengo el placer de anunciarle que usted ha sido elegida para representar a Colombia en nuestra gran exposición de arte naïf latinoamericano. ¡Felicitaciones!

—Estimado señor, debe de haber un error... —dijo la anciana, lívida.

—¿Estoy hablando con Remedios Gutiérrez? —interrumpió el señor.

—Así es, señor, pero...

—La exposición tendrá lugar desde mayo hasta junio. La esperamos en París a finales de abril. ¿Cuento con usted?

Gracias, Alba.

**Una etapa**  
Chloë Morata

—*Bueno Tuto, parece que hoy es el día.*

—*¡Tú y yo, juntos y listos desde siempre!*

Sin embargo, lo primero es lo primero...

Amado Amadeo, veintiún años, moreno, relativamente alto, digamos que ni más ni menos que los demás. Tiene gusto, tiene estilo. Favorecido por la naturaleza, tiene los ojos verdes subrayados por pecas, ¿qué suerte, verdad? Pero no le importa. De hecho, no le importa nada. Agotado y agotador, aburrido y no interesado, anticuado, este aire indolente lo hace agraciado. En cuanto a sus padres, están desbordados. Son personas que, al contrario que su hijo, no pueden permitirse aplazar las cosas para más tarde, ya que alimentan a cinco bocas: Amado, Alba, Aitana, Arcelia y Agatha. Un alboroto en el que sus hermanas se creen el ombligo del piso, mejor dicho, del mundo, y no solo lo creen sino que lo son. Al menos es lo que piensa él. Se resume en pocas palabras la situación: el padre, su reina y sus princesas. En medio de este castillo desencantado, Amado prefiere dormir la siesta. Les tiene miedo a los políticos, no confía en ellos. Lo que desea más que todo es un mundo colorido, literalmente lleno de artes por todos lados, artistas hasta donde alcanza la vista. Pero, bueno, estudia español. Le encantan las letras, las líneas, sangrías, párrafos, versos, rimas, las figuras literarias, los poemas, sobre todo los poemas. Desde Rafael Alberti, pasando por Federico García Lorca hasta Vicente Gallego, es el arte de las palabras el que le inspira admiración y el que anima su imaginario sin límites. Habla muy poco, pero cuando dice algo lo dice bien. Hablar por hablar le parece absurdo de principio a fin. De hecho, se siente como ahogado por toda esta cháchara incesante entre todas esas chicas y este hombre, o, mejor dicho, esta sombra que no tiene nada que ver con el padre ideal preocupado por la barba de su único hijo. Algunas veces, Amado intentó hacerle reaccionar:

—Papá, ¿dónde están las navajas de afeitar? —dijo el hijo absolutamente imberbe.

Y sin que nada le chocara, respondió inatento:

—Como de costumbre.

Invisible, callado, pero, al mismo tiempo, el joven se complace en este papel para no dedicarse a su familia, a la que ya no entiende.

Llega el tiempo de independizarse. Solo tenía que darse cuenta de eso porque todavía no

veía que la partida llamaba a su puerta. Nunca había pensado encontrarse frente a sus responsabilidades, o más simplemente tener que construir su vida. Es una persona reflexiva pero que se concentra en los detalles, una persona que tiende a ver las pequeñas peripecias dejando pasar lo esencial de su existencia. Sabe que le falta algo, mejor dicho, que necesita algo, y sin embargo ¿cómo reconocer síntomas que manifiestan el deseo de independencia cuando uno aún necesita un peluche para dormir, o cuando solo sabe cocinar pasta? Tú, que estás leyendo, ¿formas parte de estos? En tal caso, quédate aquí, sigue leyendo, a lo mejor encontrarás en Amado una figura tranquilizadora, o incluso el reflejo de tus neurosis. De lo contrario, adulto, vuelve a sumergirte en tus recuerdos, marcha atrás, luz, salto atrás.

Todo el mundo pasa por este episodio crítico de su vida, un episodio más o menos grato en función de cada uno. Dejar el nido no es tarea fácil, pero no es el fin del mundo tampoco. Se trata de hacer las cosas bien.

—Cuando digo “hacer las cosas bien”, entiendo con esto hacerse comprender, hacerse oír, dar prueba de autoconfianza. ¡Sí!, yo oigo todo lo que comenta el narrador, es como una voz en mi cabeza, un sabelotodo que me encanta, a pesar de todo, que me entiende, y me entiende porque él soy yo, yo soy él. Dicho esto, hacerme oír, comprender y la autoconfianza, el punto que trata de la autoconfianza, no son mi fuerte. Pero, bueno, a grandes males, grandes remedios —dije yo, mirando hacia el espejo.

A falta de no poder charlar con mis hermanas, estoy en un monólogo perpetuo, un soliloquio permanente. Me hablo para pensar y sin pensar me hablo. Realmente, no tengo muchos amigos tampoco, entonces tengo que animarme solo. No, no agües el ojo, soy un alma solitaria. Bueno, hay una persona por la que siento mucha estima. Aquí es donde mi primo Alvino entra en escena. A menudo le hago una visita con vistas a relajarme, es la mejor terapia que conozco. Por más que tenga dos años menos que yo, da prueba de una objetividad sin igual, es sensato, y podría escucharle aconsejarme durante horas. Es el hermano que nunca tuve. Era sábado:

—Se nota que te preocupa algo, Ama. Cuéntame Cuéntamelo todo —me sugirió Alvino.

—Tengo antojo de fuga. —le dije espontáneamente.

—¿De qué? Pero Amado, ¿por qué huir cuando ya tienes edad para partir? —respondió él con un tono evidente de... ¿evidencia?, ¿de seguridad?.

Me conoce tan bien. Al final de su pensamiento, se lo pensó un segundo y me dijo:

—¡Escribe! Tu historia, lo que deseas, lo que te molesta. Usa pluma.

Alvino me propuso una *mise en abyme*. Escribiría mi partida y todo lo que conlleva, desde

las dudas hasta los actos. Había que elegir el día para entregar mi introspección a mis padres. Un día, un rato o a lo mejor una hora dedicada a mí, en el que sería el centro de atención y nada ni nadie me cortaría la palabra. Estábamos a primero de abril de dos mil catorce y tenía un mes para que mi novela corta estuviera lista para mi cumpleaños.

La primera semana, escribí descripciones físicas y morales para que se dieran cuenta de como los estaba viendo yo. También quería que conocieran a su hijo de la forma más simple del mundo pero, las semanas siguientes, la escritura no me resultó nada fácil porque no sabía qué decir en cuanto a mi deseo de libertad. Ahora bien, es un deseo natural, ¿hay que justificarse?, ¿tengo miedo, tengo la impresión de que abandono a mi mamá, tengo vergüenza? Quizás es un sentimiento demasiado fuerte para hallar la palabra adecuada. Trato de cortar el cordón umbilical y de no volver atrás. Creo que la palabra clave en el camino hacia la edad adulta es “tranquilizarse”, decirse que nuestros padres lo han hecho también y que nos entienden, que saben que no es contra ellos, nos traen al mundo para transmitirnos todo su saber. No se puede tener hijos para guardarlos, sino para darles una visión más clara de este misterio que se llama vida.

Está la edad de razonar, también la mayoría de edad, que son edades fijas, conocidas por todos, pero ¿a qué edad uno debe estar listo para irse de casa? Opté por mi vigésima primera vela, puse mi novela corta acabada en un sobre y se la di a mis padres. Es como si me regalara mi propia independencia y que ellos me regalaran su consideración. Así que me enfrenté a la vida de adulto con mi peluche en la mano:

—Bueno Tuto, parece que hoy es el día —dije con un miedo lleno de entusiasmo.

—¡Tú y yo juntos y listos desde siempre!—utilicé la voz de mi viejo amigo para tranquilizarme.

Es una sensación, y la sentí. Es una cuestión de madurez y estaba listo.

Yo soy Amado Amadeo y solo es una etapa.

## **ITALIEN**

### Composition du jury

Debora Barattin, docteur et études italiennes et études hispaniques, lectrice d'italien

Mara Capraro, doctorante en études italiennes et études françaises

Filippo Fonio, MCF en littérature italienne

Sylvie Martin-Mercier, MCF en littérature italienne

Emanuela Nanni, MCF en langue de spécialité et traductologie



## Parti-re unite

Sara Frassine

Le pagine sono fredde, qui.

L'alfabeto è italiano.

Non sempre ci si trova a toccare tasti che abbiano la stessa disposizione, e allora si formulano talvolta pensieri che non sono digitati nello stesso ordine.

Guardo fuori dalla finestra, il sole è tappato da alcune alte mura di un colore medio caldo, ma non caldo come il cielo. Oggi c'è il sole. Arriva, la luce, qui dentro; più di tutto vorrei poterla raggiungere fuori. Mi sento già camminare, poggiare i passi, uno dopo l'altro, sulla strada di sampietrini, via Rizzoli è colma di persone, oggi non è sabato altrimenti vi sarebbe anche musica a infiltrarsi nelle sue insenature di pietra, e giocolieri, colori di sabbia e musica. Camminare tra tutti quei volti, reggere un gelato che è dolcemente crema di mani esperte, bolognesi, che a lungo passano tempo a cercare nomi propri per i gusti del gelato, tanto quanto a fabbricarlo, e vedere la luce del sole gentilmente deviata dalla stagliante altura della torre, alta e imperterrita. Così grande è la vista dei bolognesi che desideravano erigersi a osservare la loro città; più in alto dovevano salire i loro occhi, più in alto le loro idee, proteste incorporate nel rossore dei mattoni, vie intere di rosso porpora, nobiltà e ardore di foco. Alzano gridi nelle piazze, i megafoni, imbuti di suoni vacui, e motti che diventano fumo, si alzano, sono spessore di nube che non si respira. Negli animi sempre si aizza la voce, sempre si aizza il fumo, e nella piazza grande molti animi incrociano occhi, idee, parole, susseguirsi costante di moti dei loro pensieri e delle loro volontà, che si raggruppano, si sfaldano, si ritrovano, si reinnalzano, e scompaiono, infine, caduti. Nella piazza grande guardo uomini e idee: mi perdo, mi sposto con i non solo bolognesi che si alzano sulla torre. Ogni lingua e cultura si mischia lassù in alto (vorrei in giapponese una frase che dice c'è uno splendido panorama da quassù, sì è vero, la risposta), mirano più lontano di quello che si possa immaginare, infilano l'ago delle loro idee e concezioni nei tessuti dei panorami che si stendono loro davanti, lo cuciono a ciò che già videro nelle loro precedenti esistenze, idee, opinioni e vedute, cuciono con aghi splendidi arazzi e li portano a casa. Gli aghi di pino volano nell'aria, veloci, con i sottili grumi di polvere morbida. Con loro, una voce di donna che sembra aver vissuto profondità umane e altre.

Rapido, veloce, un flash, le immagini non si distinguono bene, gli alberi non sono più alberi, sono indistinti, i campi sono macchie di colore tracciate dalle dita, le macchine solo si fermano pazienti, scalpitanti, fumanti di polveri loro pure, in attesa della sbarra, che si alzi. Un leggero blocco, facilmente rimovibile, e uno spaventapasseri viene violentemente scosso dalla dislocata

massa di vento, forte e noncurante, il sorriso permane sul suo volto.

Si cammina bene, qui, c'è più vento, più cemento, molta acqua che si può sentire se si abbassano i propri pensieri e si ascoltano le onde dei pensieri viventi. Macchine, semafori, ponti tesi come immense corde di metallo, alcuni così antichi da voler sventolare con le bandiere che si affiancano una all'altra nel mezzo della strada, mentre mezzi scorrono a fiumi sulle strade che il fiume sovrastano.

Ci sono tante voci, nel locale di legno, e luci soffuse. Bicchieri che sbattono sui tavoli, aloni di birra e liquidi freschi si accavallano, le gambe delle ragazze pure, i capelli accostati su di una spalla, e sorridono e cercano di parlare lingue che non conoscono. Frasi nell'aria, poi nelle orecchie, poi nei loro labirintici pensieri prima di sfiorare le pareti delle loro bocche, la lingua, prendere forma di suono, giungere alle orecchie dalla conformazione di altri territori. Tintinnano suoni in ambienti chiusi, tintinnano fuori deboli le campane, poi forti, urlano, è già mattina, non si frenano le loro gole spalancate, indecise tra la veemenza e la gioia. Dalla finestra la luce, con le campane, risveglia, come uno schiaffo dolce di madre. Le tende sgualcite, il letto scomposto, caldo. Numerose montagne circondano la finestra, la accerchiano, con delicatezza, ma la lasciano respirare, così la apro, ed entra aria fredda, pungente, ma viva, di neve. Le distese di gelo, lassù sulle cime delle montagne, sono un abbraccio di forza, sono un sostegno di determinazione. Mille occhi le guardano, le anelano, le scalano, le discendono ascoltando le sottili parole sussurrate della neve sotto ai loro appoggi umani e come decorazione scende giù, come disegno di mani intrecciate la neve scende e disegna lei stessa nell'aria spessa di gelo.

Le montagne racchiudono e abbracciano questi occhi smarriti e ritrovati, parlano loro in silenzio, ma con la profondità di pietre aguzze, e anche le campane chiudono i loro occhi, e ascoltano, in contemplazione di adorazione, fuori dalla Chiesa.

In cima ad altre cime, ad altre torri, colma una voce d'uomo il silenzio delle campane. Urla, ed è l'alba, sono le 4 e 30: l'alba prima dell'alba - non è chiaro se sia una prima luce del sole che troppo poco si riesce a percepire, o se sia una luce interiore che sorge piano - (in indonesiano vorrei scrivere ciò che il muezzin canta, parole lunghe, di richiamo, soffuse e opache). Nel buio delle strade si sparge il suono del suo cantare, filtra tra le finestre come l'angelo della morte all'alba dell'ultimo giorno, non si cura dei segni rossi sugli stipiti delle porte, ma tutte le oltrepassa e carezza il respiro dormiente dei petti di fedeli e non. Così le ginocchia si piegano e le mani si smuovono, toccando tempie, spalle, gambe, tutta la totalità umana, perché Allah doni respiro nuovo ai respiri che nel nuovo giorno si intraprendono. E così poi si accende il fuoco, si tagliano qualche verdure, e si mischiano al riso compatto che dalla sera precedente attendeva. Si aggiunge molta salsa piccante e la lingua brucia. Anche le mani dolci della bambina che dormiva nel materasso



accanto si stiracchiano, cammina scalza, e in cucina si pone a terra per nutrirsi con le sue mani, come sua madre con le sue mani cucina. Dialoghiamo, giochiamo a lungo, e non vi sono barriere, i suoni dei nostri corpi sono chiari, lo scalpitare ritmico dei suoi passettini è il ritmo con cui le mie mani viaggiano nello spazio, indicano oggetti, indicano me e lei, realizzano carezze come di fiori di plumeria. Le mani si chiudono, e nel riaprirsi sono subito immerse in un terriccio bagnato. Uno dopo l'altro, uno alla volta, ciuffi d'erba sono da infilare nella terra, nell'acqua, e l'odore delle donne ricurve, le loro schiene di braccia abbronzate, si accompagnano al silenzio o al mormorare di qualche frase raramente seminata insieme al loro riso. Curvo, come capelli di donna, è il riso piccolo, cautamente riposto nella terra, in un gesto che è vita, in una comunione che è più eloquente dei discorsi assenti. Pregare è seminare. Con la pace si torna a casa, con la pace e i piedi sporchi di terra.

Questo spostarsi si rallenta, sento lo scandirsi del tempo, lento, indefinito, prendere nuova forma, la forma interna, altrettanto lenta, dei pensieri.

È giorno, nuovamente. Troppi soli, troppa vita in ogni sole. Ho sorvolato gli oceani, e camminato per ore. Un uomo basso, e locale, Jesus, basso e scuro, come la terra umida qui, esperto nel sentire il luogo nel suo corpo, varca le alture delle erbe, le invalicabili piante, nel silenzio rispettoso con cui le varchiamo. Siamo nella sacralità del luogo, ci uniamo ad esso nell'essere in Lui. Luce, ed è silenzio, e sono immensi alti alberi, rami su tronchi su foglie su bracciate di piante buttate ad ogni lato così, senza ordine, senza organizzazione, ma nel più grande ordine possibile. Ogni cosa al suo posto, in silenzio, in attesa. Jesus crea un luogo di riposo per noi, ed abbiamo un luogo perché la tigre che gorgoglia non giunga fischando un fischio che ci assopisca, e divori le nostre teste per poi prenderne il sangue, terribile bestia delle parole di Jesus che, esperte, tessono i sogni di coloro che fino alla fine avranno il coraggio di ascoltarlo. Poi Jesus tace. Si apre il sipario della notte, risveglio di piaceri per le nostre orecchie: infiniti borbottii e brontolii che si aggrovigliano nello sradicarsi del silenzio assopito, balbettii e starnazzi, strilli e chiacchiericci, si mormora, si mugugna, si bofonchia senza sosta o riposo di respiro, complotti di suoni che riverberano nell'aria blu della profonda notte: oscurità e fragore, suono e terrore, sonno, tepore. Nessun umano dialoga con loro, nella notte. Di-versi si compongono i nostri sogni. Per poco durano, è mattino, e di nuovo i passi di forestieri passano tra gli alberi che come loro, foresta, si ergono fieri, grandi, di odore e colore. Jesus ha odore suo, è muschio, terra bagnata, legna vecchia di ebano, sudore, pesce. È odore di fiume, fiume forte e impetuoso e imponente... odore del Rio.

Porto con me quell'odore, tuttavia l'aria forte non ha scompigliato i miei capelli. Nell'alto dei cieli si arriva senza che gli odori abbandonino le arcane profondità delle narici. Lunghi luoghi si percorrono, ma il disordine delle parole raccontate permane. Ordine solo c'è nelle sensazioni, e

nelle piante, nel silenzio del cuore con il contatto delle foglie, dell'acqua, del buio spesso, dei ragni grossi che non si toccano ancora.

E così so dove sono e non lo so, il troppo viaggiare ha smarrito l'ordine delle mie percezioni, e io mi sento travolta dai profumi del mare e dal pungente freddo delle terre lontane, o vicine. Ho memorie che sono di adesso, e di ieri, e desidero incontrare persone che avevo dimenticato vivere in luoghi troppo distanti per poter stringere la loro mano, adesso. Così parlo con amici in una lingua che è mia, e al contempo con parole che non lo sono, si disordinano, si mischiano, prendono forme nuove e si divertono a trasformarsi in qualcosa che non sono.

Tocco la forma di corpi che sono uguali al mio. Braccia, busti, capelli e occhi che scrutano.

Respiri che si muovono con il respiro del mondo.

Non parliamo. Visitiamoci altrimenti.

## La missione dell'eroe

Emily Cartet

C'era una volta, in un paese lontano una bella e intrepida ragazza che non temeva niente e che oltrepassava sempre i divieti imposti da centinaia di anni nel paesino. Questa ragazza catturava l'occhio di tutti i giovanotti dei dintorni e tutti la volevano per fidanzata. Però, lei non voleva unirsi a nessuno e un giorno andò nell'oscura foresta che si trovava a una lega dal paesino, quella foresta la cui entrata era fortemente proibita da tutti gli anziani che conosceva, ma nessuno ha mai accettato di spiegare perché era proibita e quindi perché era così pericolosa. La ragazza, a cui questa foresta non faceva paura, entrò quindi nel bosco per non uscirne mai...

Tutto il paesino era in lutto dopo la scomparsa della ragazza e soprattutto i suoi genitori. Costoro dopo un'intera settimana senza notizie della figliuola chiesero aiuto a Lorenzo, chiedendogli di andare nella foresta maledetta per trovare la ragazza promettendogli di maritarla con lui se fosse riuscito a salvarla. Lorenzo era l'uomo più forte del paesino, un ragazzone che faceva paura a tutti i bambini con il suo sguardo nero e il suo viso tenebroso, dall'alto dei suoi due metri e dieci centimetri era più grande di tutti gli altri uomini e nessuno si arrischiava a provocarlo in duello perché nessuno era più muscoloso di lui, era fabbro e il suo mestiere gli aveva scolpito un corpo di titano, era quindi evidente che la scelta dell'uomo che sarebbe potuto andare a salvare la giovane donna si fece su di lui.

Avendo sentito qual era il compenso per questa missione, Lorenzo accettò subito di salvare la ragazza e preparò la sua roba per andarsene nella foresta e partì l'indomani alle prime ore dopo l'alba. L'uomo era sempre seguito da un gatto bruno cogli occhi gialli che aveva chiamato Cosimo. Non si sapeva veramente perché ma un giorno questo gatto apparve e incominciò a seguire Lorenzo senza che costui gli desse qualcosa da mangiare o qualsiasi cosa che avrebbe potuto spiegare quest'attaccamento del gatto all'uomo. Dopo avere attraversato la lega che lo separava dalla foresta, Lorenzo si fermò e fu preso da una grande paura. Infatti, quest'uomo era un grande vigliacco e aveva soltanto un'apparenza virile, temeva tutto, aveva anche paura delle coccinelle, usava il suo aspetto per sembrare forte e recitava il ruolo dell'uomo coraggioso che non teme nulla né nessuno, ma a volte si lasciava trascinare dal suo ruolo come il giorno precedente e accettava cose che sapeva che non sarebbe mai stato capace di compiere. Era quindi andato fino alla foresta e pensava di stare lì per qualche giorno e tornare poi presso i genitori della ragazza per dire loro che non era riuscito a salvarla, ma la prospettiva di passare qualche giorno così vicino alla foresta lo spaventava e non voleva stare lì.

Tuttavia, quando incominciò a fare dietrofront, Cosimo entrò nella foresta miagolando,

come se volesse incoraggiare il suo proprietario a seguirlo nell'oscuro bosco. Dopo una lunga esitazione, Lorenzo si decise a seguire il gatto, e vi entrò anche lui. Dopo avere camminato per mezz'ora tra alberi minacciosi che sembravano guardarli, arrivarono in una radura circondata da ciliegi fioriti benché fosse autunno. Vi incontrarono una fata che li guardò ridendo, poi li mise in guardia di non procedere oltre nella foresta perché là avrebbero trovato creature sconosciute e pericolosissime. Gli disse anche che la settimana precedente aveva visto una bella ragazza andare da sola in questa parte della foresta e temeva che fosse stata catturata da una di queste creature perché non era tornata. Dopo avergli comunicato le sue apprensioni, gli disse: «Siccome oggi sono di ottimo umore, ho deciso di aiutarvi e quindi sto per fare un dono al più coraggioso di voi due per permettervi di salvare la bella ragazza», e dal suo dito volò via una grande luce che si posò sul gatto e lo illuminò. Cosimo si trasformò allora in un gatto dall'aria feroce con i peli irti sulle orecchie, il suo pelame che prima era bruno diventò nero con riflessi rossi e crebbe per diventare lungo e voluttuoso, il che faceva sembrare il gatto molto più grosso di quanto era in realtà anche se fosse cresciuto di metà durante la trasformazione. I suoi occhi gialli erano diventati viola ma intorno alle immense pupille c'erano gocce d'oro che sembravano muoversi quando le si guardava per troppo tempo. Ma la trasformazione più strana era che a partire da quel momento il gatto poteva parlare. La fata sembrò stupita da questo cambiamento, pensava che tra l'uomo e il gatto, l'uomo sarebbe stato il più coraggioso, ma non era così, e quindi, fatta la sua buona azione, se ne andò.

Impaurito, Lorenzo non volle più andare oltre nella foresta e decise di tornare a casa sua quando sentì una voce dire: «Fermati! cosa pensi di fare esattamente? Pensavi che ti avrei lasciato andare senza avere fatto niente per salvare quella ragazza che tutti amano? Ma che codardo! Fatti coraggio e continua il tuo cammino fino a salvarla!» Lorenzo sussultò sentendo questa voce rimproverarlo e la cercò cogli occhi ma non la trovò, e di nuovo la voce fece: «Ma dove guardi? Sono qui sotto i tuoi occhi! Sei cieco? Sono io, Cosimo, a parlarti, e ti dico di andare a salvare questa ragazza! Se non ci vai, ci vado io.» Stupito, Lorenzo stette senza muoversi un momento guardando il gatto andarsene, poi dopo un tratto seguì la bestia pelosa attraverso la foresta.

Ad un certo momento un ruggito si fece sentire, e Lorenzo s'immobilizzò di paura, poi, l'uomo e l'animale sentirono le foglie frusciare attorno a loro, i peli sul dorso di Cosimo si arruffarono e un occhio d'argento si aprì davanti a loro. Era l'occhio di un grande drago nero, i due compagni lo capirono soltanto quando la creatura si alzò di fronte a loro e incominciò a produrre delle fiamme tanto lunghe quanto i più alti alberi della foresta. Tra le zampe del mostro, Lorenzo scoprì la ragazza che erano andati a salvare, ma la paura era tale che gli impediva di fare un solo movimento. L'omone disse al gatto che la ragazza era prigioniera del drago e il felino, furioso, si buttò sul rettile e lo lacerò con i suoi artigli aguzzi. Battagliò così un lungo momento senza smettere

di molestare la bestia sputafuoco, fino al momento in cui il drago crollò dopo essersi svuotato di tutto il proprio sangue. Una volta il combattimento finito, Cosimo incominciò a leccarsi gli artigli meticolosamente, poi, guardando l'uomo che non si era ancora mosso, gli disse: «Cosa aspetti? Recuperala e vattene, i suoi genitori te l'offriranno in fidanzamento e non dovrai mai più tornare qui. Vai, io sto qui, non sono più un gatto come gli altri quindi non posso tornare con te nel paesino, ma ero felice di vivere con te.» Lorenzo non seppe cosa rispondere al gatto e prese la ragazza con sé e se ne andò dalla foresta per tornare a casa sua.

Quando arrivò davanti ai genitori con la ragazza appena rinvenuta fra le braccia, Lorenzo sentì grida di gioia provenire da tutto il paesino, tutti gli abitanti lo ringraziavano per quello che aveva fatto per la ragazza, si congratulavano con lui per il suo coraggio e per essere andato da solo in questa foresta maledetta, tutto ciò senza avere nemmeno una ferita. Sentite tutte queste lodi, Lorenzo si sentì il fuoco salire alle guance e non disse niente agli abitanti di quello che era avvenuto nel bosco. I genitori della ragazza, dopo avere parlato un lungo momento con lei in una stretta commossa, andarono a parlare con Lorenzo e gli dissero che le nozze si sarebbero tenute l'indomani.

Durante la notte che seguì il ritorno dell'“eroe”, Lorenzo non riuscì a dormire, pensava senza tregua a Cosimo, il vero eroe in questa storia ed era pieno di rimorsi, non poteva sposarsi con la ragazza, e il fatto che l'aveva salvata era una bugia. Dopo una lunga riflessione, Lorenzo prese una decisione, quella di partire, partire lontano, non sapeva ancora dove, ma sapeva che doveva partire in un luogo dove nessuno lo conosceva e dove non sarebbe stato obbligato a continuare a recitare il suo ruolo di grande uomo forte e coraggioso. Non aveva disfatto la borsa che aveva preso per andare a salvare la ragazza, la riprese e uscì da casa sua. Si voltò un'ultima volta verso la foresta dove Cosimo avrebbe passato la sua vita, guardò il bosco malefico ancora un paio di minuti poi partì. Incominciò il suo cammino senza mai guardare dietro di sé, e partì. Partì lontano da tutto quello che conosceva per ricominciare una nuova vita.

## **Fragile come la roccia**

Iman Houar

Sono quasi due anni che vivo qui, odio sempre di più questo posto. La professoressa di biologia porterà la mia classe in gita in una piccola città tra le montagne, ad esplorare gole e fosse create dai ghiacciai. Non vedo l'ora di allontanarmi dalla mia famiglia, sono stanca di essere guardata come qualcuno che evidentemente ha qualcosa che non va ma fa finta di nulla.

Partiamo presto, alle cinque di mattina mia sorella e mia mamma mi accompagnano a scuola in modo che prenda il pulmino. Io e la mia compagna di banco optiamo per la seconda fila di sedili, io accanto al finestrino. Rose è una ragazza splendida, l'ho conosciuta bene solo quest'anno. Ho scoperto un'amica piena di gioia, felicità e voglia di vivere, in netto contrasto con la mia personalità. Stranamente la sua presenza non mi ha mai irritata e anzi, mi è sempre piaciuta. Riesce a strapparmi un sorriso ogni volta, non perché sia ridicola ma perché mi chiedo se potrò mai essere come lei, sempre sorridente anche alle cinque di mattina avendo dormito solo quarantacinque minuti. Ammiro il paesaggio che si dipinge sotto i miei occhi ed è stupendo. Piccole colline, distese di prati verdi coltivati, file e file di alberi da frutto. Quel che mi fa dimenticare tutto ciò che mi sta attorno sono i monti. Ho sempre avuto un debole per le montagne, chilometri e chilometri di roccia in grado di distruggere qualsiasi cosa si trovi sul suo cammino. Quella sensazione che ti pervade quando stai di fronte alla maestosità di tale bellezza, ti senti così piccola e insignificante, così inutile e impotente: un nonnulla. Capisci che in realtà non sei che un piccolo granello di fuliggine in un enorme camino vecchio e sporco di cui nessuno si prende cura da troppi anni ormai. Chissà com'è essere qualcosa di gigantesco, forte, in grado di creare danni irreparabili, essere tanto crudeli ma anche affascinanti, così pericolosi ma allo stesso tempo incredibilmente confortanti. Chilometri e chilometri di purezza e aggressività, motivo di fierezza e orgoglio per la natura che ha creato qualcosa di talmente grande da farti sentire insignificante. Ci fermiamo per fare una pausa, scendo dal pulmino pensierosa.

Come si può dare tanta fiducia a qualcuno e poi tradirlo senza pensarci due volte? Gettargli addosso tanti pezzi di te da soffocarlo, distruggerlo, farlo pentire di aver intrapreso la scalata? Colpa della sua bellezza. Credi che sia la cosa più bella che tu abbia mai visto, ma tutte le cose troppo belle hanno sempre qualcosa di cupo. Una sorta di aura tetra che viene eclissata dal luccichio esteriore, non riesci a percepirla immediatamente, te ne accorgi solo quando ormai è troppo tardi e quella luce oscura ti ha ormai morso l'anima lasciandoti un bellissimo marchio nero, come a testimoniare il suo passaggio. È davvero ironico... soffri ogni singola volta, anche se per alleviare il dolore cerchi di convincere te stessa che non è reale, che una persona del genere non ti merita, che

doveva abbandonare la tua vita perché ti avrebbe recato solamente altra sofferenza. Ma non impari mai. Lo stesso errore ogni volta, una persona meravigliosa entra nella tua vita e anche quando quella sua parte buia ti si presenta, non ci vuoi credere. La tua parte razionale ti manda mille segnali di allerta ma non te ne curi, cerchi di trovare duemila pretesti per restare accanto a quella persona, e succede di nuovo. Dolore. Accumuli nere ferite che con il tempo si chiudono un po', cicatrizzandosi. Si è macchiato il tuo bellissimo spirito: era così puro, ora è così sporco.

Non è vero che il tempo guarisce ogni ferita, è la più grande bugia che abbia mai sentito. Il tempo le rimargina, le copre di orgoglio per se stessi e di finto benessere ma non guariscono, sono pericolosamente accostate e appena qualcuno bussa, si spalancano. Il gelo ti invade l'anima, una fitta di dolore ti colpisce come un treno ad alta velocità e rientri nel circolo vizioso. Sei a pezzi ma sei troppo orgogliosa per ammetterlo quindi sorridi, sostieni che vada tutto bene pur sapendo che ricadrà nello stesso abisso. Solo dopo esserci cascata più di una volta diventi diffidente, non credi più a nessuno, quando qualcuno di speciale entra nella tua vita non ti fidi, hai paura di aggiungere l'ennesimo morso alla tua meravigliosa collezione. Quando incontri la persona più fantastica che tu possa immaginare, in grado di capovolgere il tuo essere, la metti alla prova più di una volta perché la tua fiducia si è consumata. Non è facile amare qualcuno come te e lo sai. Non è da tutti amare una persona fredda, spigolosa, talmente intricata che nemmeno lei riesce a comprendersi. Una persona così chiusa, guardinga e quasi inaccessibile. Qualcuno riesce ad apprezzarti davvero e tu credi che sia impossibile. Non ti perdoni mai, sei severa soprattutto con te stessa e nascondi la tua afflizione, tieni tutto dentro, non vuoi che qualcuno sappia la tua storia, il tuo vissuto. Non vuoi che la gente scopra quanta rabbia e delusione celi nel tuo cuore, quanto in realtà tu sia debole perché ti mostri forte e imbattibile di fronte agli altri, ma non sei altro che un petalo di rosa: fragile. Innalzi una fortezza in apparenza inespugnabile per chi non riesce a vedere oltre; ma quando capita, i mattoni cadono uno dopo l'altro senza nemmeno fare rumore. Come mai qualcuno in così poco tempo riesce a distruggere tutto ciò che hai costruito e tenuto insieme così duramente? Quell'enorme cinta che proteggeva la tua paura, le tue ferite, la tua desolazione, crolla pezzo dopo pezzo e resti indifesa, non sai come reagire perché una cosa del genere non ti era mai capitata e non sai cosa provare.

Sei in un labirinto immenso, non sai da che parte andare e solo dopo ti accorgi di non essere sola, che quella persona che è riuscita a far cadere tutte le tue difese ti sta accanto, ti ha presa per mano ed è pronta a camminare con te facendoti andare oltre le tue paure e insicurezze. Così provi a farla entrare nel tuo mondo, anche se ormai l'ha già fatto, e tu non te ne sei nemmeno accorta perché troppo impegnata a pensare di averla lasciata fuori. Pensi che ti abbandonerà non appena scoprirà qualcosa in più di te, che sei talmente orribile che dopo poco tempo lei ti lascerà, e hai

paura perché quando provi qualcosa di meraviglioso, che ti fa brillare dentro, non vuoi più lasciarlo e non vuoi perderlo. Non ti riconosci più, non capisci da dove venga questa tua parte così solare, questa voglia di affrontare le sfide della vita, del mondo. Non stai fingendo come hai sempre fatto. Una parte di te prova a contrastare quello scintillio perché sa che se quella persona se ne andrà, per te sarà la fine. Tu non hai imparato la lezione e mai lo farai. Sei più cauta, certo, ma non riuscirai mai a smettere di intraprendere nuove arrampicate anche se ciò significa che la corda si spezzerà e cadrà nel baratro, nel vuoto totale e nella solitudine ma a te non interessa.

Finalmente stai bene con te stessa, affronti tutto con un grande sorriso anche quando le cose vanno male perché sai che hai lei, che puoi affidarti a lei, che mano nella mano affronterete tutto. Vorresti combattere ciò che provi ma ti sei persa per lei, ormai è troppo tardi. Non sapendo cos'altro fare ti arrendi, non importa quanto tu sia forte e imbattibile o quanta buona volontà tu abbia. Non riuscirai mai a sconfiggere l'amore, lui sarà sempre lì, fiero di essere insormontabile. Magari è solo una sua pallida imitazione, ma tu non riesci mai a cacciarlo, a farne a meno, così ti inginocchi di fronte alla sua forza e ti lasci portare via. Il tuo cuore viene invaso dal calore che aumenta sempre di più, ogni giorno, minuto che passa, ogni pensiero non fa che aumentare quelle piacevoli fiamme. Basta un piccolo soffio e diventa più imponente, ti avvolge e ti tiene al sicuro, ti fa sentire a casa. Ma il fuoco è traditore. La sua attenzione si sposta altrove, così piano piano il calore diminuisce e le fiamme si rimpiccioliscono.

Succede di nuovo. Senti freddo, quel calore abbandona ogni minima parte di te, ogni cellula finché il gelo ti trafigge. Provi a riscaldarti perché non vuoi che il ghiaccio lo raggiunga, cerchi di tenere quella corrente polare il più lontano possibile. Sei troppo debole, non puoi farlo, così quel gelido velo lo trova, trova il tuo cuore, lo raggiunge e si posa su di esso. Tutto ciò che hai provato fino a quel momento non conta più, lo metti da parte, lo chiudi nel tuo piccolo stanzino dove ci sono le cose troppo belle per essere vere, o per durare. Sai che sei nei guai con te stessa fin dentro il midollo... con l'altra te stessa. Quella che tieni da parte, che lasci manifestarsi solo quando sei sola perché sai quanto sia spaventosa, quella che non hai fatto conoscere a nessuno. Quella te che non vede l'ora di uscire, di mettere le mani sulle tue emozioni, sulla tua mente e ci riesce. Conficca i suoi artigli nel tuo essere, tu glielo lasci fare perché sei troppo fragile e stanca per combattere, sei troppo delusa. Un'altra ferita non farà la differenza, le lasci prendere il comando e diventi esanime. Nulla più ti interessa e non agisci, le cose accadono ma non interferisci, non hai un ruolo nella tua vita e lasci che faccia tutto lei. Sai che rovinerà tutto ma non te ne curi, sai che verrai odiata e fingi che ti stia bene. Inerme. Ti convinci che vada tutto bene e che la situazione ti piaccia, in realtà sei talmente distrutta che non ti accorgi di essere assente, assente al mondo, alla vita. Resti ferma lì, a fissare quel monte circondato da nuvoloni grigi che promettono pioggia. Fissi quell'ammasso di



roccia fredda, quasi quanto il tuo cuore. Piove, senti l'acqua scivolare tra i capelli, piccole gocce cadono dalle tue ciglia. Alzi lo sguardo al cielo, è grigio: bellissimo. Lasci che l'acqua scorra su di te e raggiunga ogni poro della tua pelle, sperando di sentire quella piacevole freddezza che da piccola ti piaceva così tanto, quella per cui quando pioveva correvi fuori incurante delle grida di tua mamma, che aveva paura che ti ammalassi. Piove dai tuoi bellissimi occhi, piccole perle della tua anima martoriata scivolano sulle tue guance calde. Resti lì, a fissare il monte.

Torniamo sul minibus e ripartiamo.



**PRIX DE LA MISSION  
ÉGALITÉ FEMMES/HOMMES**

Jury

Mireille Baurens, MCF en études anglophones,  
chargée de mission égalité femmes/hommes



## *Farewell*

Alexia Dufaure

Clothes, toothbrush, shoes, ID, savings. What had she forgotten? Some food, either biscuits or breakfast bars. Some pads, a towel, a charger, her phone. She went around her bedroom one more time, she had already packed most of her stuff. What remained in here would be useless after tonight. She looked outside, focusing on the sandy road which defined a vague passage through the arid landscape. She had always remembered the surroundings of her house in the same way. A parched place, hit by the sun with no other houses less than an hour away by car.

“Suzie!” Her mom’s voice sounded harsh and hissing from downstairs. “Suzie, come down immediately!”

Suzie stretched up, took one item remaining in her bedroom, and after one last glance at her bedroom and the view outside, she headed downstairs.

Her mom was in the entrance, grabbing her jacket and picking up her car keys.

“I’ll be back in the morning, tell your father to remember to put the garbage bag outside and also that Charlie must be put to sleep before nine thirty.”

She finally stopped to type on her phone. Suzie did not move, she listened patiently, focusing through the images of other moments with her mom. The screams, the plate thrown against her, scratching her arm a bit, the violent grab from her mother, yelling at her that she was a humiliation, an abnormality, then the blow on her back when her mom had pushed her against the wall and had continued hitting her with her bare hands. The brutal opening of the door took her back to the present with a start. Her mom still did not look at her. Her hand on the door handle, her head down, she opened her mouth widely, then closed it, her lips were sealed.

She finally went outside in the dusty outdoors. Suzie breathed out, staggered to the kitchen, took out a glass, filled it up and emptied it in one movement. She put it down next to the sink. She focused on her breath, breathed in, breathed out. Relaxed her shoulders.

“This won’t last.” She said to herself.

“What will not last?”

She turned and saw that her brother had entered the kitchen, his arms full of exercise books and pens. He bent over the table and dropped everything on it as she replied: “We won’t remain children forever.”

He sat down at the table and replied: “But you said ‘last’.”

“Just a careless mistake. And speaking of, do you need help for your English exercise?”

Charlie looked unsure and took out a paper marked with red. “It’s not my fault, the teacher

never explained it clearly. But I'm sure I can do better with your help."

Suzie smiled and sat down next to her brother, took a sheet of paper and started making a list of the use of verbs and modals, and the definitions of new words.

The afternoon passed on, they had finished the exercises and were eating ice cream with some cornflakes, their usual snack. Charlie got stains of ice cream all around his mouth and did not seem to care about it. Suzie ate slowly, savoring her meal. She observed the specific layout of the kitchen, then her brother's hands, she looked at the solid chairs, then at her brother's hair, dark and soft. Charlie felt her eyes on him and stared at her, ice cream tickling on his chin to his clothes. Suzie smiled, took a napkin and wiped off his face and shirt.

"If you get your clothes dirty, mom will scold you."

"Did you get all of your clothes dirty?" he asked easily.

"No, why?" she replied, wiping actively his shirt.

"Because she seems mad at you. Like you did something stupid." Suzie stopped. Her hand steady next to her brother's chin. She quickly recomposed herself, responding:

"She must be tired, she's doing more hours at her job, it must be stressing her out."

Charlie did not look convinced. "But that's not your fault."

Suzie put the napkin on the table, tapped her fingers on it and cleared her throat.

"Well sometimes you can't make the difference between what you're angry about and daily life."

*You do not look at your daughter because you she disappoints you*, she thought for herself.

"Don't worry Charlie, she'll be fine." Her voice sounded a bit tense.

"But..." began Charlie.

"Never mind! Tell me about your computing courses! Last time you said you learnt how to look up things on the internet."

"Yeah!" He tapped his hands on the table, his eyes full of excitement. "This week we learnt how to identify a picture and see if it has been modified. They also showed us how to use an email address, and how to identify a site based on its website address." He put his bowl of ice cream aside and drew a notebook off the pile towards him. He went on explaining the entire class that they had this week until their dad came home.

As he entered the kitchen, loaded with groceries bags Charlie stood up and went latch onto his father's legs. "Dad, I made a drawing during lunchtime, do you want to see it?"

"Yeah, sure. Let me put the groceries away first, then you can show me your drawing." Charlie hopped in the kitchen, gathered his books and pens, and carried them to his room.

As soon as Charlie left the room, a silence fell upon the kitchen. *Charlie can warm up any*

place, thought Suzie. She observed her dad, he was not looking at her, he seemed shaky.

“Hum, mom wanted me to remind you to put out the garbage.” Suzie said hesitantly.

“Ok, ok.” Replied her dad, his eyes to the floor, his hands holding the bags, he seemed uncomfortable. Unlike Suzie’s mom, his reaction had been a total denial after her announcement.

He had not looked at her since or spoken to her in a full sentence.

“Do you need help for the groceries?” She asked moving towards him. He shook his head and passed near her. “No, don’t worry. I’ll do it.” He started unpacking the groceries, and putting them away. Suzie felt very uneasy, if he had changed his behavior in some way maybe she would have changed her plan.

“Dad?” she asked firmly.

“Hmm?” He was still tidying up the groceries, putting them carefully into the cupboard.

“Dad?”

“Yes?”

“Can you look at me?”

She saw his shoulders tense, and his arm frozen in its movement. He put it down, released the article in it, paused then turned slowly to face Suzie. His face looked distressed and unsure. He looked consciously at her, his eyes reflecting his inner incomprehension as if he did not recognize her.

Suzie’s mom had been violent, her dad had been fleeing. She quickly understood that she would never be supported in this house or joyful. That is why she had planned her departure. And she did not find in her dad’s face a reason to reverse this decision.

He looked weak. “Suzie, ...” he started.

“Forget it. Never mind.”

“Dad, come on!” Charlie’s voice pierced from upstairs.

“Yeah, I’m coming.” He passed once more next to Suzie, slower this time, almost stopped as he would have touched her, but went on.

The dinner went on like a daydream, Suzie speaking to Charlie, Charlie speaking to their dad. *A perfect comedy*, thought Suzie. Here and there she believed her dad was looking at her, in a way he did not have earlier when she had tried to confront him.

After diner she washed the plates, put them away and cleaned the table. She spent some time watching TV with Charlie and when he had to go to sleep, she held him tightly against her. After a cheerful “Goodnight!” from him, she let herself fall on the couch for a moment. A great apprehension was falling upon her, she suddenly straightened her body. If she hesitated now, she would never leave and would be completely drained.

She rose up, passed discretely before her dad's office, and grabbed her bag and jacket that she had hidden behind the stairs a week ago. She put a piece of paper in Charlie's coat. Then she put her hand on the front-door handle, pulling it down slowly...

"You're leaving?" She turned all at once and faced her brother's appalling face. She squatted down in front of him. "I am leaving and I don't know when I'll be back." She had bluffed all day, but caught exiting it was impossible not to tell him the truth.

Charlie opened big eyes and pouted. "Why? Mom is a bit mad at you but she won't kick you out." Suzie smiled, unsure about that idea. She took her brother's hand in hers.

"I'm leaving because I need to protect myself, I prepared this for you." She handed out the paper from Charlie's coat. "That's my phone number and email, if you want to contact me, you're a big boy now. You know how to do it."

"I don't want you to go!" he uttered, eyes shimmering with tears.

"Shhh. It's okay." She put her hands on his shoulders. "It'll be fine." She gripped his shoulders more firmly then released them. Grabbed her bag, smiled to Charlie and opened the door. She went down the path, towards Liv's car who was waiting for her as planned. She was smoking a cigarette which she put out when Suzie entered.

"Ready?" asked Liv with a frail smile on her face.

Suzie breathed out. Put her bag on the back seat. Stretched out towards Liv and kissed her. "Ready."

Liv turned on the car, steered the wheel and they left the house in the starry night.